Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **54 (1972)**

Heft 2

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

hweizerische
ndesbibliothek
itschriftenabt.
03 Bern

AZ 8712 Stäfa

Nr. 2 21. Januar 1972

SFB SCHWEIZER FRAUENBLATT

SCHWEIZER FRAUENBLATT - Unabhängiges Informationsorgan für Fraueninteressen und Konsumentenfragen

54. Jahrgang — Erscheint jeden zweiten Freitag — Abonnentenverwaltung, Inseratenregie und Druck: Buchdruckerei Stäfa AG, 8712 Stäfa am Zürichsee, Tel. 01 73 81 01, Postcheckkonto 80 - 148

«Ich spreche nicht vom Tod, sondern vom Leben»

In Chicago gibt es eine Frau, deren Lebensaufgabe es ist, den Menschen das Sterben leichter zu machen: Die Aerztin Dr. Elisabeth Kübler-Ross, gebürtige Schweizerin und Mutter von zwei Kindern, veranstaltet allwöchentlich ein Seminar mit todkranken Patienten.

Im Chicagoer Billings-Hospital sitzen Studenten, Krankenschwestern und Aerzte in einem Raum, in dem sie durch einen Einwegspiegel das Nebenzimmer beobachten können, ohne selbst gesehen zu werden. Sie hören zu, wie ein 22jähriges Mädchen von dem spricht, was es am meisten beschäftigt: von seinem nahen Tod.

«Der Prozentsatz an Menschen, die eine Leukämie überstehen», sagt das hübsche zartblasse Mädchen mit dem langen, in der Mitte gescheitelten Haar, «ist nicht einmal ein Prozent. Nur ein Bruchteil überlebt ein paar Jahre. Die Chancen sind gering.» Mit einem leisen Lächeln setzt es hinzu: «Aber jeder glaubt an seine Chance.»

Nur wenige der Zuhörer überstanden das Seminar mit dem todgeweihten jungen Mädchen ohne seelische Erschütterung. Manche verliessen den Raum vorzeitig, das Taschentuch an die Augen gedrückt. Aber Dr. *Elisabeth Kübler-Ross*, die diese Seminare seit 1965 allwöchentlich veranstaltet, weiss, dass ihre Studenten gerade deswegen soviel über das Endstadium einer unheilbaren Krankheit mit all seiner Angst, Furcht und Hoffnung lernen, weil ihre Lehrer Todeskandidaten sind.

Die aus der Schweiz gebürtige Aerztin und Psychologin hatte es nicht leicht, das Tabu zu durchbrechen, das den sterbenden Patienten umgibt. In den USA ist man besonders empfindlich und verbannt jede Erinnerung an Tod und Sterben aus Alltag und Vokabular. Niemand würde sagen: «Meine Mutter ist tot», sondern «She passed away» (sie ist hinübergegangen). Tote werden einbalsamiert, mit allen Mitteln kosmetischer Kunst wird ein Hauch ewiger Jugend auf ihr Antlitz gezaubert.

Die gleiche Flucht vor einer Konfrontation mit dem Tod macht Dr. Ross in ihrem Buch «On death and dying» (von Tod und Sterben) verantwortlich für die Behandlung des mit dem Tode ringenden Patienten als einer «Sache, mit der mechanisch und entmenschlichend umgegangen wird.»

Es waren nicht die Patienten, die ihrem Vorhaben Widerstand entgegensetzten, sondern die Aerzte, das Pflegepersonal. Weniger als zwei Prozent der von der Psychologin zu einem Interview gebetenen Todkranken — es sind mittlerweile mehrere Hundert — lehnten ein Gespräch ab.

Sie machen sich selbst nichts vor

Als Dr. Ross endlich durch die Schallmauer des angeblichen Schutzes für den Patienten gedrungen war, stellten die Aerzte und Schwestern des Billings-Hospitals mit Erstaunen fest: Ihre Patienten, denen sie täglich mit fröhlicher Mienne von ihrer baldigen Genesung gesprochen hatten, machten sich selbst nichts vor. Sie wussten, dass sie bald sterben würden. Und sie wollten über diesen schwersten, aber auch grössten Augenblick in ihrem Leben sprechen.

«Ich finde nicht oft einen Menschen, der mit mir über die gewöhnliche Konversation hinaus spricht», sagte eine Patientin, die an Drüsenkrebs erkrankt war. «Dabei fürchte ich mich vor der Einsamkeit. Es ist nicht nur das Sterben selbst oder die Tortur, die die Schmerzen einem bereiten. Man möchte doch noch ein Mensch bleiben ...»

In einem anderen Fall hatten weder der an Krebs leidende Patient noch seine Frau den Mut gehabt, miteinander über das bevorstehende Ende zu sprechen, obwohl jeder wusste, dass es unausweichlich war. Dr. Kübler-Ross brachte das Ehepaar dazu, dass es sich über diesen entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben aussprach. Das Faktum des Todes ist nicht abzuwenden, wohl aber ein grosser Teil der Qual, der aus Unverständnis oder aus der besten Absicht der «Schonung» dem Sterbenden bereitet wird.

Und das ist die entscheidende Absicht hinter den Seminarien von Dr. Ross: zu lernen, wie man einem Patienten den Tod erleichtern kann, wie man ihn, wenn er sich innerlich damit abgefunden hat, in dem Frieden lässt, den er gefunden hat.

In ihrem Buch, das die Erfahrungen ihrer Seminare zusammenfasst, hat die Psychologin die Stadien beschrieben, die ein Mensch durchmacht, der plötzlich, auf der Höhe seines Lebens, erfahren muss, dass seine Tage gezählt sind.

Das erste Stadium ist Abwehr, Verneinung: «Nein, das kann, das darf nicht sein.» Die Abwehr geht in Zorn über: Der Patient hadert mit seinem Geschick. «Warum gerade ich? Warum nicht der alte, schmutzige, 82 Jahre alte George, der zu nichts mehr nütze ist?» fragte ein Patient.

Dem Hader folgt der Handel mit Gott, mit dem Schicksal. «Wenn ich leben darf, will ich mehr in die Kirche gehen, will ein besserer Vater, Ehemann sein ...» Mit der Erkenntnis, dass der Tod unerbittlich ist, verfällt der Patient in eine tiefe Depression.

Das ist die Phase, in der der Sterbende seiner Mitmenschen am stärksten bedarf. Sie hat eine positive Seite, meint Frau Dr. Ross: Der Patient beginnt, den Preis des Todes zu wägen, und bereitet sich auf den Verlust des Lebens vor.

Die Hinnahme des Schicksals, das Abfinden mit ihm ist der Augenblick, der sehr oft dem Tode unmittelbar vorausgeht. «Es ist wie ein Wunder», sagte eine Frau in dem Seminar, die sich bis dahin mit allen Kräften gegen die Vorstellung von der Unheilbarkeit ihres Leidens gewehrt hatte, «ich bin jetzt mehr».

Sie starb nur wenige Tage, nachdem sie den Studenten von dieser Ergebung berichtet hatte, «voller Würde und ein hervorragendes Beispiel für uns alle», schreibt Dr. Ross.

Wie führt man ein Gespräch mit Todgeweihten? Jeder, der einen nahen Angehörigen verloren hat, weiss, wie man instinktiv nach einer falschen Munterkeit greift, um den Schatten des Todes zu bannen. Nichts davon ist in den Fragen von Dr. Ross zu spüren.

Die 45jährige Aerztin, die 1957 in Zürich ihren Doktorgrad erwarb, hat sich auch nach über einem Jahrzehnt in Amerika den harten Schweizer Akzent nicht abgewöhnt. Aber ihre Sprache und ihre Augen zeugen von Verständnis, erwecken Vertrauen. Ohne zu zögern fragt sie: «Wann haben Sie zum erstenmal erfahren, dass Sie sterben müssen?» Und fast zwanglos kommt die Antwort, ohne Abwehr oder Empörung. Fast alle Patienten baten sie nach dem Seminar um ein Wiedersehen, und ein Grossteil ihrer Zeit, die in erster Linie ihren Patienten, erst in zweiter Linie ihrem Mann und ihren beiden Kindern gehört, wird auf Besuche bei Sterbenden verwandt.

«Man hat mir morbide Neugier nachgesagt», sagt sie. «Dabei waren es vier Theologiestudenten, die eine Arbeit über „Krisen im menschlichen Leben" zu schreiben hatten, die sie auf die Frage brachten: Wie wird der Mensch mit der grössten Krise in seinem Leben, seinem Tode, fertig?»

Heute ist ihre Arbeit nicht nur in Chicago, sondern weit über die Grenzen der USA hinaus bekannt. «Ich habe ständig Besucher in meinem Seminar, aus Asien, aus Europa — auch aus der Schweiz», berichtet die Aerztin, die neben dieser Arbeit noch den Dienst als medizinischer Direktor des Familienberatungsdienstes im «Mental Health Center» in Chicago-Heights versieht.

Keine abgegriffenen Worte des Trostes

«Man braucht Mut und Demut zugleich, um an meinen Seminarien teilzunehmen», glaubt Elisabeth Ross. Nur eine von zwölf Krankenschwestern hatte das Gefühl, dass sterbende Patienten ihrer Hilfe besonders bedürfen. Erst langsam lernten sie, dass Offenheit und Ehrlichkeit von ihren Patienten und deren Familie dankbarer aufgenommen wurden als die üblichen und abgegriffenen Worte des Trostes. «Patienten wissen, ob es ihnen gesagt worden ist oder nicht, von der Nähe des Todes», schreibt Dr. Ross.

Das heisst nicht, dass man ihnen jede Hoffnung nehmen darf. Abgesehen davon, dass die Forschung weitergeht und auch spontane Besserungen in scheinbar hoffnungslosen Fällen immer wieder möglich sind, kann der Patient ohne Hoffnung nicht leben.

Das ist kein Widerspruch zu der Forderung der Aerztin nach Ehrlichkeit. «Hoffnung überlagert alle Stadien von der Abwehr bis hin zur Ergebung.» Einer der wichtigsten Ratschläge, die Dr. Ross ihren Studenten auf den Weg gibt, heisst: «Patienten, die von ihrer hoffnungslosen Diagnose unterrichtet werden, ohne dass man ihnen einen Strahl der Hoffnung lässt, reagieren traumatisch und söhnen sich nie mehr ganz mit der Person aus, die ihnen die Nachricht in dieser grausamen Art präsentiert hat. Alle unsere Patienten haben immer etwas Hoffnung behalten, und daran sollten wir uns erinnern.»

Das wurde deutlich im Seminar mit der 22jährigen Leukämiekranken. «Ich will leben», sagte das Mädchen, das genau wusste, dass es sterben musste. Trotz dieser rationalen Erkenntnis machte es Pläne für sein Leben — Heirat, Kinder — auf Jahre hinaus. Das Entscheidende war aber die Abwesenheit von Furcht.

Dieselbe Reaktion fand sich bei einem an einer ungemein schmerzhaften Form von Hautkrebs leidenden Schwarzen. «Ich spreche nicht vom Sterben, sondern vom Leben», sagte er furchtlos. Und der Tod ist ja wohl ein Teil davon.

Gitta Bauer

«So oft die Sonne aufersteht, erneuert sich mein Hoffen und bleibet bis sie untergeht wie eine Blume offen», sagt der Dichter. Für den sterbenden Patienten ist Hoffnung die letzte Brücke zum Leben. Nicht die Hoffnung aber die Furcht will die Aerztin Dr. Elisabeth Kübler-Ross den Sterbenden nehmen.
(Foto E. Liniger)

Interviews mit Sterbenden

Ein aufsehenerregendes Buch

Als in Amerika vor zwei Jahren die «Interviews mit Sterbenden» erschienen, erregte dieses Werk auf Anhieb weltweites Aufsehen. Die siebte Auflage der amerikanischen Ausgabe und die Uebersetzung in acht verschiedene Sprachen bewiesen, dass die Schweizer Aerztin zu den Lebenden gesprochen hat.

Die Autorin wollte weder ein Lehrbuch für den Umgang mit sterbenden Patienten noch eine umfassende Psychologie Sterbender schreiben. Zusammen mit Studenten suchte die Aerztin die todkranken Menschen dort zu erreichen, wo sie sich in ihrer Hilflosigkeit, Hoffnungslosigkeit und Einsamkeit, von der Welt der Gesunden isoliert, vorfinden. Die erste Voraussetzung zu dieser Begegnung war die Fähigkeit, sich ganz auf den andern einzulassen, auf ihn zu hören.

In erschütternder Weise wird in diesem Buch deutlich, wo der eigentliche Grund der Isolation des Menschen in seiner letzten Entscheidung liegt: in der Unfähigkeit unserer Gesellschaft, der Angehörigen, wie der Aerzte und des Pflegepersonals, dem Tod ins Auge zu schauen. Angst, Flucht, Beschönigung und Täuschung — und nicht der Tod als Ende des Lebens — machen das Sterben so schwer.

Wörtlich wiedergegebene Interviews an der Grenze zwischen Leben und Tod sind dafür ein eindrückliches Zeugnis. Wie nirgends sonst wird an diesem Uebergang die Frage nach dem Sinn des Lebens laut. Die Autorin hat sie durch die wahre mitmenschliche Begegnung in ihrer beruflichen Tätigkeit beantwortet. Davon berichtet das Buch — ein grossartiges Dokument der Mitmenschlichkeit.

Für alle, die mit schwerkranken Menschen zu tun haben — Aerzte, Seelsorger, Pfleger, Schwestern und besonders für die Angehörigen der Leidenden und Sterbenden — kann es zur unschätzbaren, sehr konkreten und praktischen Hilfe werden.

Thomas Geiges

Elisabeth Kübler-Ross: «Interviews mit Sterbenden» (Kreuz-Verlag Stuttgart/Berlin).

Die Originalausgabe ist unter dem Titel «On Death and Dying» im Verlag The Macmillan Compagny, New York / Collier — Macmillan Ltd., London, erscheinen.

Erinnerung an Vergessene

Gedenktage einstmals berühmter Frauen

Anhand von ein paar Gedenktagen der kommenden zwölf Monate lässt sich leicht feststellen, dass es nicht immer die künstlerischen Werke sind, die den Namen der Betreffenden auf die Nachwelt brachten, sondern ihre Persönlichkeit, die seinerzeitige Ausstrahlung.

Wer liest noch die einst gefeierten pathetischen Oden, die schwärmerisch-religiösen Gedichte der am 1. Dezember 1722 geborenen *Anna Luise Karsch*, familiär als *die Karschin* in die Literaturgeschichte eingegangen. Aber die «deutsche Sappho» war wirklich (nach der Nonne Rhoswita von Gandersheim) die erste «Dichterin» in Mitteleuropa — und da mag das, was sie verfasste, uns heute lächerlich dünken —, sie hat nun ein für allemal diesen Ehrentitel.

Ein ähnlicher kommt der wahrscheinlich auf ihrem Gebiet kaum mehr begabten *Henriette Hendel-Schütz* zu, die (50 Jahre nach der Karschin) am 13. Februar 1772 das Licht der Welt erblickte. Als sie das Berliner Nationaltheater verlassen musste, riet ihr ihr Mann, es mit den «Attitüden» zu versuchen, mit denen die zweifelhafte englische Lady Hamilton vor der «Guten Gesellschaft» brilliert hatte. Die Hendel war kein Mitglied der Aristokratie, sie durfte also bei ihrem Publikum keine historischen und kulturellen Kenntnisse spezieller Art voraussetzen. Aber es gab viele Gemälde, Figuren und Bücher, mit denen der Durchschnittsbürger vertraut war. Sie benutzte sie, um mimisch-plastische Bilder zu stellen — wie heute etwa in Paris die Mimikerin und Tänzerin Bella Reine. Der Zulauf war riesig, so etwas hatte man noch nicht gesehen. Damit ist die Hendel als erste Pantomimikerin festgenagelt worden — und dieser Ruhm ist ihr geblieben.

Sehr seltsam ging es *Anna Bahr (-von Mildenburg).* Als Gattin eines

(Fortsetzung auf Seite 2)

(Fortsetzung von Seite 1)
bekannten österreichischen Schriftstellers und gefeierte Hochdramatische (zum Beispiel in Bayreuth) blieb es ihr doch eines Tages nicht verborgen, dass ihre Stimme abbröckelte. Gerade in diesem Augenblick geriet sie an die Gesangspartie ihres Lebens, die Klytämnestra in der skandalumwitterten Oper «Elektra» von Richard Strauss. Die Mildenburg prägte diese Rolle für alle (vorläufigen) Zeiten: Ihre Nachfolgerinnen hüteten sich, eine schöne Linie zu ziehen, einen Bogen zu spannen, die Töne wohlklingend zu färben. Das Charakteristische triumphierte (und dabei hatte die Mildenburg aus der Not eine Tugend gemacht). Das schauerliche, mit Schmuck überladene Gespenst, welches sie, zerrüttet und halb verwest, gestaltete, ist ein festumrissenes Vorbild geblieben. Am 29. November 1972 wäre sie hundert Jahre alt.

200 Jahre tot ist die hochgefeierte Soubrette *Marie Favart* am 21. April. Ihr Ruhm, etwa in Pergolesis «La serva padrona» oder in ihres Mannes Singspielen ist längst verblasst — doch durch die Theatergeschichte geistert ihr Widerstand gegenüber den Bewerbungen des Marschalls von Sachsen Moritz, vor denen sie sogar in ein Kloster flüchtete, während ihr Gatte sich anderweitig versteckt halten musste. Erst als Moritz starb, vereinigten sie sich neuerdings. (Wie viele Frauen wären bei einem der schönsten Prinzen seiner Zeit so unnachgiebig geblieben?)

Gedenken wir noch einer Bescheidenen, die nur durch ihren Bruder ins kulturelle Leben gehört: *Regula Keller*, am 1. Mai 1822 geboren, hat sich gar nicht für Gottfried Kellers Werke interessiert, und doch hat sie dadurch an ihnen mitgewirkt, dass sie ihm durch ihre Glättarbeiten zeitweilig den Unterhalt gewährleistete. Bei ihrer Todeskrankheit wurde aufs Deutlichste sichtbar, wie sehr der Dichter an ihr hing, und was sie ihm bedeutete.

Am 2. Januar ist *Paula Somary* gestorben, über achtzig alt, betrauert von den Verwandten als «langjähriges Oberhaupt der Familie», die in New York, Hilversum, Zürich wohnt. Auf Umwegen erfuhren wir, dass sie tatsächlich jene hinreissende Schauspielerin gewesen ist, die vor weit mehr als einem halben Jahrhundert in Berlin im Theaterstück «Der Zarewitsch» das junge Mädchen verkörperte, welches den Fürstensohn (Nikolaus II. von Russland!) mit der Liebe konfrontieren soll. Ein Halbwüchsiger sah sie in dieser Rolle — und sie ist ihm unvergesslich geblieben und (vielleicht?) zum Anstoss geworden, dass er sich der Kunst verschrieben hat und ihr diese Zeilen übers Grab hinaus nachschickt...

Eric Munk

Grande Dame eines kleinen Kantons

Nationalrätin Dr. Elisabeth Blunschy-Steiner, Schwyz

Das Bundeshaus zur Zeit der Session: ein Bienenhaus! Journalisten und Fotografen warten vor den Türen der beiden Säle oder haben gerade ein Opfer «gefangen» — Schulklassen dürfen mit Begleitung auch die weit ins Land hinausschauende Wandelhalle durchkreuzen — einige Männer mit Jungmannschaft werden aufs freundlichste von Bundesrat Tschudi empfangen: wahrscheinlich frühere Schüler, die «ihren» Bundesrat den Söhnen zeigen wollen — die äusserst liebenswürdigen Weibel fliegen hin und her und holen, wenn sie Glück haben, die Gewünschten heraus. In diesem Wirbel, denken Sie, wird man wenig von den zwölf Aposteln des Feminismus merken? Aber doch! Gerade unsere Frauen werden besonders gesucht, von Wort und Bild, so dass man sich wirklich etwas anmassend vorkommt, wenn man eine rufen lässt. Es sind auch ihnen zu Ehren viele Bäume im Zeitungswald gewachsen; sie geben gerne Auskunft, fehlen aber doch sehr ungern im Saal, jede betont es, wie viel sie noch lernen müsse.

Dank dem *Bernischen Frauenbund* (Frauenzentrale) ist es uns möglich, mit der *Grande Dame des kleinen Kantons Schwyz*, Dr. *Elisabeth Blunschy*, Rechtsanwältin, zu sprechen. Sie wurde gewählt von Wählerinnen, die weder im Kanton noch in der Gemeinde das Stimmrecht besitzen. Sie war die erste, von der wir im Fernsehen hörten. Begeistert rief damals der Reporter: «Madame Blunschy, du canton de Schwyz, est la première femme nommée au Conseil National, et c'est une demi-Romande!» Wir erinnern sie daran, und mit ihrem freundlich mütterlichen Lächeln wehrt sie ab: natürlich spreche sie gut französisch, da ihr Vater Bundesrichter war und sie ihre Primarschuljahre in Lausanne verbrachte, aber geboren sei sie in Schwyz. Maturitäts- und Studienjahre bestand sie mit ihren drei Schwestern in Freiburg. «Ja», erzählt Frau Nationalrat, «obschon meine Eltern „nur" Mädchen hatten, sollten diese so gut wie Knaben nach ihren Anlagen ausgebildet werden.» Man sieht: eine moderne Familie im Urkanton! Und nun führte der Bildungsweg direkt in den Nationalrat. «Politisch interessiert» erklärt sie weiter, «war unsere Familie von jeher». (Frau Dr. Blunschy gehört der CVP an.)

Es war Frau Blunschy sehr daran gelegen, gleich von Anfang an in einer Kommission mitzuarbeiten. Einen solchen Wunsch bringt man dem Fraktionschef vor. Sie wird nun Mitglied sein der Kommission für das *neue Adoptionsgesetz*, ferner der Kommission zum Artikel 100 *«Gleicher Lohn für gleiche Leistung»* und jener für *Wissenschaft und Forschung*. Gerne erwähnt sie, dass eigentlich ein Kollege sich gemeldet hatte, ihr aber den Sitz in dieser letzten Kommission überliess. Mehrere Jahre Tätigkeit im *Schweizerischen katholischen Frauenbund*, wo sie auch als Präsidentin amtete, erleichtern Frau Blunschy die Arbeit in unserer grossen Kammer und jedermann, der mit ihr ein längeres Gespräch führen darf, ist überzeugt, dass sich die Schwyzerin mit Vorsicht aber auch mit dem richtigen Verständnis einsetzen wird.

A. Debrit-Vogel

Eine Führerin und Chronistin der Frauenbewegung

Agnes Debrit-Vogel zum Dank

Verdientermassen hat Dr. Agnes Debrit-Vogel, die vor kurzem achtzigjährig geworden ist, anlässlich ihres Ehrentages viele Zeichen des Dankes und der Anerkennung empfangen. Mit grosser Ueberzeugungstreue, aber nie eifernd, hat sie während ihres ganzen Erwachsenenlebens die Frauenbewegung unseres Landes mitgetragen. Im besondern diente sie ihr als zuverlässige, die Uebersicht wahrende, eine gewandte und oft auch beschwingte Feder führende Chronistin. Bei all dem war neben der nötigen Kompetenz und Durchhaltekraft ein Idealismus am Werk, wie man ihn heute nicht mehr häufig antrifft; er kam konkret auch in einer Unsumme freiwillig geleisteter Arbeit zum Ausdruck. Nun darf sich Agnes Debrit darüber freuen, dass in der heutigen Präsenz der Frauen in Behörden und an den Urnen eine Ernte reift und teils schon eingebracht ist, zu der sie selber die Saat hat ausstreuen helfen. Schon als Seminaristin und Studentin hatte sich die spätere Berner Lehrerin und Philologin aktiv für das Frauenstimmrecht eingesetzt, was damals und noch auf lange hinaus Mut erforderte.

Wie mit der politischen, hat Agnes Debrit sich von jeher stark mit der sozialen, beruflich-wirtschaftlichen und namentlich auch der kulturellen Seite der Frauenbewegung beschäftigt. Sie sieht die verschiedenen Aspekte in ihrem grossen Zusammenhang und legte über den ganzen Sach- und Fragenbereich eine durch eigene Aufzeichnungen bereicherte Dokumentation an; ohne die internationale Frauenbewegung unberücksichtigt zu lassen, bezieht sie sich vor allem auf die schweizerische und ihre kantonalen Ausprägungen. Die Sammlung wird Interessenten bereitwillig zur Verfügung gehalten und dient ihnen oft als wahre Fundgrube. Eine gesonderte Zusammenstellung von Angaben über Leben und Wirken von Persönlichkeiten unserer Frauenbewegung heute und gestern ist unlängst von Dr. Debrit dem Schweizerischen Frauensekretariat in Zürich zur Aufbewahrung übergeben worden.

Dass man die Schwerpunkte in Agnes Debrits Leben und Wirken dort zu suchen hat, wo Marksteine der Frauenbewegung gesetzt sind, leuchtet ein. Sie hat an der ersten schweizerischen Ausstellung für Frauenarbeit, der «Saffa» des Jahres 1928, mitgebaut, im Zweiten Weltkrieg den zivilen Frauenhilfsdienst sowie die Auslandschweizerhilfe in die Wege leiten und in Gang halten helfen. Anlässlich der zweiten «Saffa» des Jahres 1958 hatte Dr. Debrit als Präsidentin der Bernischen Kantonalkommission grossen Anteil an jener vielbeachteten Darstellung im «Haus der Kantone», die in wesentlichen und lebendigen Ausschnitten zeigte, wie Berner Frauen in Gegenwart und Vergangenheit das soziale und kulturelle Leben ihres Kantons mitgeformt haben.

Als 1959 Rosa Neuenschwander vom Präsidium des Bernischen Frauenbundes zurücktrat, war Agnes Debrit-Vogel die berufene Nachfolgerin. Seit langem hatte sie ihrer Vorgängerin im Amt als Beraterin und Mitarbeiterin zur Seite gestanden, sich bescheiden im Hintergrund haltend und immer die Sache vor die eigene Person stellend. Während sieben Jahren stand Agnes Debrit dem Bernischen Frauenbund vor. In ihre Amtszeit fiel die von der Präsidentin angeregte, im Zeichen des Naturschutzjahres vom Frauenbund durchgeführte Aktion «Wir wollen einen sauberen Kanton». Den Umweltschutz nahm die grosse Natur- und Tierfreundin ernst, lange bevor er in aller Leute Mund war. Und sehr bewusst bezog sie in den weiten Kreis der Fragen und Aufgaben, mit denen sich eine kantonale Frauenzentrale zu befassen hat, die Pflege kultureller Interessen mit ein.

In der deutschen und französischen Sprache und Kultur gleichermassen heimisch, ist Frau Dr. Debrit noch heute eine Mitterin zwischen den Frauen des alten Kantonsteils und des Juras; gleicherweise trug sie als langjähriges Vorstandsmitglied des BSF,

heute Bund schweizerischer Frauenorganisationen genannt, zum Verständnis zwischen Deutsch- und Westschweizerinnen bei.

Was ihr bedeutungsvolles Wirken als Chronistin der Frauenbewegung anbelangt, so diente ihr dabei als Plattform zuerst die (heute nicht mehr bestehende) Frauenzeitung «Berna», deren Schriftleiterin sie von 1924 bis 1948 war, danach das Bulletin des Bernischen Frauenbundes; das vielseitig orientierende, den Zusammenhang zwischen den angeschlossenen Frauenvereinen von Stadt und Land fördernde Informationsblatt wird von Frau Debrit noch heute redaktionell betreut. Als Mitglied der Pressekommission des BSF hat sie auch an dessen Bulletin redaktionell mitgearbeitet. Neben anschaulichen Reiseberichten verdankt man zudem der Jubilarin genau und einfühlend gezeichnete Lebensbilder, mit denen die Verfasserin dahingegangenen bedeutenden Schweizer Frauen ein würdiges Denkmal gesetzt hat.

Gewiss trägt all dies, wie jede echte Leistung, ihren Wert in sich selber, unabhängig von äusserer Anerkennung. Dennoch mag man es bedauern, dass es hierzulande keinen «Preis der Frauenverbände» gibt — und wäre er auch sehr bescheiden dotiert — mit welchem derartige, so ganz deren Zwecken dienende Leistungen ausgezeichnet werden könnten.

Gerda Stocker-Meyer

Hohe Ehrung für Dr. Maria Felchlin

Die Verleihung des Kulturpreises der solothurnischen Regierung an die Oltner Aerztin Dr. *Maria Felchlin* ist ein bedeutungsvoller Höhepunkt im Leben dieser rastlos tätigen universal begabten Frauenpersönlichkeit. Alle Schweizerinnen, denen die Geehrte als verdiente Präsidentin der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft «Frau und Demokratie» besser bekannt sein dürfte, werden sich über diese Auszeichnung zutiefst mitgefreut haben, dokumentiert diese Preisverleihung doch in der Oeffentlichkeit den aussergewöhnlichen idealistischen Einsatz für geistig-schöpferische Werte in unserer menschlichen Gemeinschaft und Kultur. Dass Maria Felchlin diese Ehrung in den letzten Tagen des historischen Jahres der Schweizer Frauen ausgesprochen wurde, schenkt der Würdigung einen ebenso stolzen wie versöhnlichen Glanz. Fast ist es so, als mache die Geschichte selbst hier vieles gut. In anderen Zeiten hat die mutige Aerztin, literarisch tätige Wissenschafterin, kunstverständige Sammlerin und liberal empfindende Staatsbürgerin auch als unermüdliche Vorkämpferin für die Frauenrechte durch ihr Wirken ja schon lange zuvor ein Beispiel selbstlosen Menschentums gegeben.

Die Regierung würdigt die am 28. Januar im Kantonsratssaal stattfindende Uebergabe des Kulturpreises mit folgenden Worten: «Die hochverdiente Oltner Aerztin Dr. Maria Felchlin hat sich durch die jahrelange Redaktion der «Oltner Neujahrsblätter» grosse Verdienste erworben. Hier legte sie in seltener Treue gegenüber Vorfahren und Zeitgenossen Rechenschaft ab zur Situation des Menschen in Geschichte und Gegenwart. Mit beispielhafter Uneigennützigkeit setzte sie sich zudem in Wort, Tat und Schrift für die Erhaltung und Pflege solothurnischer Kulturgüter ein. Bei Anlass der Tausendjahrfeier der Gemeinde Matzendorf im Jahre 1968 konnte sie ihrer Heimatgemeinde eine umfassende Keramiksammlung übergeben, die sie selbst in zahlreichen Jahren zusammengetragen hatte. Dadurch erhielt Maria Felchlin dem Kanton die einzige vollständige Matzendorfer Sammlung. Nur ihrer intensiven Forschungsarbeit und ihrer ernsthaften Auseinandersetzung mit Fachexperten, deren Ergebnisse in wohlfundierten Publikationen dargelegt wurden, ist es zu verdanken, dass ein Zweig der Matzendorfer Keramik in seiner Zugehörigkeit zu Matzendorf wieder erkannt und damit die wahre Bedeutung der Matzendorfer Tradition überhaupt erst nachgewiesen wurde.»

In Würdigung dieser Forschungen wurde Dr. Maria Felchlin bereits 1957 Ehrenbürgerin von Matzendorf. Ein sinnvolles Zusammentreffen mag man auch darin sehen, dass die seit 1955 von Dr. Maria Felchlin redigierten «Oltner Neujahrsblätter 1972» zum gleichen Zeitpunkt der Preisverleihung in die Hände der Leser gelangten. Der Meisterin der Sprache und Kennerin der Oltner Geschichte wird auch mit der jüngsten Nummer grosser Arbeitseinsatz und wissenschaftliche Genauigkeit attestiert. Als aktuelles Zeitdokument springt darin die Vorstellung der neugewählten Nationalrätin Dr. Lilian Uchtenhagen-Brunner, die Bürgerin von Olten ist, ins Auge.

Herzlich gratulieren wir Dr. Maria Felchlin, die auch Inhaberin der Henri-Dunant-Medaille ist, zu der ehrenvollen kulturellen Auszeichnung der Solothurner Regierung. Nach der Verleihung von zehn Ehrenmitgliedschaften ist die Uebergabe des Kulturpreises sicher eine verdiente Krönung ihres Lebenswerkes.

Giesela Wiehr

«Helping Oneself by Helping Others»

Selbsthilfeaktion junger Mütter

cs. An den meisten Orten im Kanton Zürich werden Kinder erst mit fünf Jahren in die öffentlichen Kindergärten aufgenommen, es hat sich jedoch erwiesen, dass bereits ein dreijähriges Kind die Voraussetzung hat, um sich in einer grösseren Gemeinschaft einzuleben. Die Mutter ist dadurch ans Haus gebunden und hat keine Gelegenheit mehr, sich weiterzubilden, ihren spezifischen Interessen nachzugehen oder ihren Beruf in Teilzeitarbeit auszuüben. Bei vielen Müttern tauchen diese Wünsche auf, verlieren sich jedoch bald in Resignation, da es keine Lösung zu geben scheint.

Eine initiative junge Frau und Mutter von einem Kind, *M. Guggenheim-Levi* versuchte, den jungen Müttern in einer Selbsthilfeaktion eine Lösung zu zeigen. Sie schuf die Kontaktstelle «Helping Oneself by Helping Others». Befragt auf Ursprung und Ziel ihrer Idee, äussert sie sich wie folgt: «Die junge Frau ist heute mehr oder weniger isoliert. Sie hätte im Grunde die Möglichkeit, ihre persönlichen Neigungen zu pflegen; leider ist sie meistens zeitlich — nicht arbeitsmässig — an Kind und Haus zu stark gebunden. Die daraus folgende Ueberbewertung des Haushaltes und die Ueberprotektion der Kinder sind bekannt. Ich habe mich entschlossen, eine Adressenvermittlung, das heisst, eine Kontaktmöglichkeit für Mütter zu schaffen, die bereit sind, eines oder mehrere Kinder aus einer Familie stundenweise in die eigene Familiengemeinschaft aufzunehmen und die dafür ihr Kind oder ihre Kinder dieser Familie anvertrauen wollen. Die Idee ist, dass jede Frau sich mit der Ersatzmutter frei absprechen kann. Dadurch können die individuellen Wünsche der Frauen berücksichtigt werden. Die Wahl der Gastfamilie soll auch geografisch und gesellschaftliche Wünsche berücksichtigen. Durch diese Form der gegenseitigen Hilfe wird es Frauen möglich, sich den Wunsch zu erfüllen, wieder in beschränktem Masse Kurse und Vorlesungen zu besuchen oder auch im kleineren Rahmen beruflich tätig zu sein. Der Gedanke der Selbsthilfe und einer gewissen kollektiven Verantwortung ist das Ausschlaggebende an dieser Idee. Voraussetzung ist, dass die Beziehung sich auf einem echten Bedürfnis, auf Offenheit und Sympathie aufbauen kann.

Bei der Kontaktstelle von „Helping Oneself bei Helping Others" (Postfach, 8032 Zürich) sind Fragebogen erhältlich. Die Organisation muss für Porti, Druckkosten usw. einen Unkostenbeitrag von zehn Franken erheben; der Betrag kann mit dem ausgefüllten Fragebogen überwiesen werden.»

Die Aktion von M. Guggenheim läuft seit Mitte Oktober, und es wurden bereits um die 50 Fragebogen angefordert, was die Initiantin als erfreuliches Resultat wertet. Um vor allem die geografischen Wünsche berücksichtigen zu können, muss sich der Kreis der interessierten Mütter noch wesentlich vergrössern, denn nur dann kann mit einer bestmöglichen Vermittlung gerechnet werden. Frau Guggenheim hat eine grosse Verantwortung übernommen, aber sie eröffnet zahlreichen jungen initiativen Frauen, die Möglichkeit für sich, ihre Kinder und ihre Familie einen Schritt nach vorwärts zu tun.

Kurz gemeldet

Disentiser Klosterschule:
Nun auch für Mädchen offen

Wie einer Mitteilung des Rektorates der Klosterschule Disentis zu entnehmen ist, hat die Professorenkonferenz am 30. Dezember 1971 beschlossen, künftig auch Mädchen aus der Region als externe Schülerinnen an der Klosterschule aufzunehmen. Die von Benediktinermönchen geführte Klosterschule ist ein Gymnasium mit den beiden Maturitätstypen A und B. Sie wird derzeit von rund 200 Studenten besucht, von denen 170 im Internat leben. Gegenwärtig entsteht ein grosszügiger neuer Schulbau.

Eine Freiheit, die vergessen hat, dass die Kritik sie nicht bedroht, sondern ehrt, ist nur noch eine behauptete Freiheit.

Adolf Muschg

eidgenössische politik ganz kurz

Staatsbürgerliches am Vitamin C erhellt

Hier interessiert uns nicht, ob Migros und Denner im Recht oder Unrecht waren, als sie Vitamin-C-Tabletten verkauften. Uns geht es lediglich um staatsbürgerliche Zusammenhänge. Sind die Vitamin-C-Tabletten Heilmittel oder Lebensmittel? Von der Beantwortung dieser Frage hängt es ab, ob sie der kantonalen oder eidgenössischen Gesetzgebung unterstehen.

Enthalten sie weniger als 225 Milligramm Vitamin C, so werden sie zu einem Lebensmittel und fallen in die Gesetzgebung des Bundes, wobei einschränkend gesagt werden muss, dass die Aufsicht über die richtige Befolgung der eidgenössischen Lebensmittelgesetzgebung der kantonalen Instanzen überbunden ist: Eng verflochten sind eben Eidgenössisches und Kantonales, wie sich immer wieder zeigt. Die zuerst von Migros und Denner verkauften Vitamin-C-Tabletten enthielten 1000 Milligramm Vitamin C, damit gehörten sie, nach gegenwärtiger Auffassung, unter die Heilmittel. Weil für Heilmittel aber grundsätzlich die Kantone zuständig sind, konnte es zur unterschiedlichen Haltung der Kantone kommen: Verkaufsverbot in den Kantonen Neuenburg, Waadt, Freiburg, Wallis, Basel-Stadt und anderen; gerichtliche Entscheide in den Kantonen Aargau und Luzern, die Tabletten dürften in den Läden verkauft werden. Wieder andere Kantone gewährten den Verkauf einfach. So ist es auch politischen Laien klar geworden, wie kompliziert unser schweizerisches Gesundheitswesen ist. Zwar haben wir ein eidgenössisches Gesundheitsamt (es beschäftigt sich unter anderem mit Massnahmen bei Epidemien, hat die Aufsicht über das Medizinalprüfungswesen oder vollzieht Bundesgesetze zum Beispiel betreffend den Verkehr mit Lebensmitteln), aber kein eidgenössisches Gesundheitsgesetz, dafür 25 kantonale Sanitäts- oder Gesundheitsgesetze. (Basel-Land zum Beispiel ist eben daran, sein über 100jähriges Sanitätsgesetz in ein modernes Gesundheitsgesetz umzuwandeln.) Wenn jetzt, nach dem Vitamin-C-Aufruhr, nach einer Vereinheitlichung verlangt wird, so ist das zwar verständlich, aber: Ist es auch nötig?

Interkantonaler Zusammenschluss

Schon früh haben die Kantone selber erkannt, dass es nützlich wäre, sich auf dem Gebiete der Heilmittel zusammenzuschliessen. Nach Art. 7 der Bundesverfassung können die Kantone jederzeit «Verkommnisse», das heisst Verträge, Vereinbarungen, Konkordate (man denke an die Bestrebungen für die Schulkoordination) untereinander abschliessen, soweit sie «Gegenstände der Gesetzgebung, des Gerichtswesens und der Verwaltung» betreffen. Unsere Politik spielt sich also nicht fein säuberlich auf den drei Ebenen von Bund, Kantonen und Gemeinden ab, sondern sie wird auch in Querverbindungen zwischen den Kantonen, in interkantonalen Vereinbarungen getätigt. Es gibt zahlreiche solche Vereinbarungen. Eine Liste bei Dr. Ulrich Häfelin «Der Kooperative Föderalismus in der Schweiz», Basel, 1969, füllt über 20 Seiten und wird erst noch als unvollständig bezeichnet. Allerdings: Interkantonale Vereinbarungen, der alle Kantone beigetreten sind — und das ist bei der Vereinbarung über die Kontrolle der Heilmittel aus dem Jahre 1955 der Fall — gibt es nur ein halbes Dutzend. Wenn zum Beispiel ein Konkordat über die Jagd auf dem Neuenburgersee abgeschlossen wird, so ist es klar, dass nur die um den Neuenburgersee liegenden Kantone daran ein Interesse haben.

Vereinbarung von 1954 wird durch eine neue abgelöst

Die Interkantonale Vereinbarung über die Kontrolle der Heilmittel von 1954 wird übrigens durch eine neue vom Juni 1971 abgelöst. Noch gilt diejenige von 1954. Sobald aber der neuen zwölf Kantone beigetreten sind, so tritt diese in Kraft. Bis jetzt hätten etwa zehn (und das Fürstentum Liechtenstein) den Beitritt erklärt, so lautet eine telefonische Auskunft der IKS (Interkantonalen Kontrollstelle für Heilmittel). Diese Kontrollstelle ist von den Kantonen gemeinsam geschaffen worden. Für ihre Arbeit bedient sie sich eines Instruments, das vom *Bund* herausgegeben wird (man beachte wieder die enge Verflechtung von Kantonalem und Eidgenössischem): Sie untersucht, begutachtet und registriert nämlich die pharmazeutischen Spezialitäten «grundsätzlich nach den Bestimmungen der schweizerischen Pharmakopöe», das heisst dem «Schweizerischen Arzneibuch», dessen sechste Auflage kürzlich erschienen ist und am 1. Januar 1972 in Kraft trat. Dieses Werk, vom Bund herausgegeben, von den Kantonen gebraucht, enthält «verbindliche Vorschriften über die Definition, Beschaffenheit und Prüfung, die Aufbewahrung, Verordnung, Abgabe und Verwendung der Arzneimittel», also natürlich auch über das Vitamin C.

«Wieviel soll man davon schlucken? Nicht mehr als drei Gramm je Tag, sage das Schweizerische Arzneibuch, meldet eine Tageszeitung.» *Chloë*

Zur Geschichte der FBB

Die Bestrebungen der Frauenbefreiungsbewegung

(sfb) Was die FBB tut und was sie will, das dürfte vielen Leserinnen nicht bekannt sein. Wir haben deshalb mit den FBB-Frauen vereinbart, dass sie hier selbst zum Wort kommen und schildern sollen, was ihre Anliegen sind. Sie teilen uns folgendes mit:

Im Herbst 1968 feierte der Frauenstimmrechtsverein im Zürcher Schauspielhaus sein 75-Jahr-Jubiläum. Dieses Fest wurde gestört — eine kleine ad hoc zusammengekommene Frauengruppe ergriff das Mikrofon und erklärte, dass man auf diese Weise nicht zu den angestrebten Rechten komme, dass man es anders anpacken müsse. Das war der äussere Anlass, der dazu führte, dass diese Frauen in der Folge regelmässig zusammenkamen.

Am 1. Februar 1969, am Fackelzug des Frauenstimmrechtsvereins, brachten wir zum erstenmal eigene Transparente mit. Zudem hatten wir ein Strassentheater vorbereitet und hielten im Börsensaal eine eigene Rede (die Leiterin des Abends, Dr. Hulda Autenrieth-Gander, hatte drei Vertreterinnen der FBB ebenfalls ein Votum abgeben lassen, obwohl keine allgemeine Diskussion vorgesehen war [Red.]), in der wir Abstand von der Auffassung des Frauenstimmrechtsvereins nahmen, dass das Stimm- und -wahlrecht die Emanzipation der Frau möglich machen wird. Wir wiesen darauf hin, dass die Emanzipation der Frau nur im Rahmen einer allgemeinen gesellschaftlichen Aenderung erreicht werden könne. Wir protestierten auch auf einer Fotoausstellung, mit dem Thema «Die Frau», wo wir darlegten, dass diese Art, die Frau zu sehen, clichéhaft und überholt sei. Bei einer Miss-Wahl im gleichen Jahr liessen sich drei Frauen aus der FBB auf das «missliche» Spiel ein. Eine davon hatte Glück und wurde gewählt. Aber anstatt den Preis devot in Empfang zu nehmen, liess sie eine Schimpftirade los gegen diese Art, Frauen zu prämieren, als ob sie Kühe wären. Die gewonnenen Kleider wurden zugunsten der FBB öffentlich versteigert.

Unterdessen ist die FBB auf rund 160 Mitglieder angewachsen. Sie besteht aus verschiedenen Arbeitsgruppen. In dreien wird politische Grundschulung betrieben. Weitere Gruppen behandeln Themen wie «Angela Davis», «Sexualität», «Ehe und Familie». Mindestens einmal im Monat findet eine Vollversammlung statt. Aus einer früheren Arbeitsgruppe — «Erziehung» — entstand der «Verein Experimentierkindergarten», der, in Zusammenarbeit mit der FBB in Zürich, verschiedene Alternativkindergärten einrichtete. Eine andere Gruppe untersuchte die ökonomische Situation der Frauen in der Schweiz und veröffentlichte dazu das Paper: «Die wirtschaftliche Diskriminierung der Frau in der Schweiz». Die Arbeitsgruppe «Angela Davis» gab die Schrift «Nachricht aus Mississippi» — Erlebnisse und Erfahrungen von Bürgerrechtskämpfern im Süden der USA — heraus.

Auch das Referat «Freiheit für Angela Davis», das Dr. Hans Schmid, Dozent an der Handelshochschule St. Gallen, anlässlich einer Solidaritätskundgebung für Angela Davis am 2. Juli 1971 in Zürich gehalten hatte, wurde von dieser Gruppe veröffentlicht. Am 25. September 1971 wurde zusammen mit anderen linken Organisationen zu einer Grossdemonstration «Freiheit für Angela Davis» aufgerufen.

Die FBB hat sich auch aktiv an der Unterschriftensammlung für das Volksbegehren beteiligt, das die Einführung eines Verfassungsartikels verlangt, welcher die Schwangerschaftsunterbrechung straflos erklärt. Denn solange die Gesellschaft nicht bereit ist, die wirtschaftliche und moralische Deklassierung alleinstehender und sozial benachteiligter Mütter und deren Kinder aufzuheben, zwingt sie die Frau zur Abtreibung. Leidtragende sind die Frauen der unteren Schichten, die durch einen scheinheiligen bürgerlichen Moralkanon in die Hände der Kurpfuscher getrieben werden. Erst wenn jeder Frau die Möglichkeit eingeräumt wird, ohne Furcht vor Strafe die Familienplanung mitzugestalten, kann der wirtschaftliche und moralische Druck, den die Gesellschaft auf sie ausübt, zwar noch nicht behoben, aber entschieden erleichtert werden. Gegenüber allen abstrakten Gesetzesnormen halten wir die Frau als unmittelbar Betroffene am ehesten dafür legitimiert, in dieser Frage einen selbständigen Entscheid zu treffen. Die FBB betrachtet daher die Möglichkeit zur legalen Schwangerschaftsunterbrechung für jede Frau als notwendige Voraussetzung für ihre freie Entfaltung.

Für die Unterschriftensammlung — die FBB hat rund ein Fünftel der Unterschriften gesammelt — richteten wir auf der Strasse Informationsstände ein. An diesen kam es zu verschiedenen interessanten Diskussionen, die uns klar machten, dass die Strafloserklärung der Schwangerschaftsunterbrechung allein nicht genügt. Deshalb wurde von der FBB auch noch eine Motion verfasst, in der wir fordern:

— Krankenkassenzulässige Schwangerschaftsunterbrechung für alle;
— Sexualaufklärung als Schulfach und Informations- und Beratungsstellen für Erwachsene;
— freie staatliche Versorgung mit Verhütungsmitteln unter ärztlicher Kontrolle;
— staatliche existenzsichernde Unterstützung für alleinstehende Mütter.

Die FBB wurde aber nicht nur wegen der Ereignisse an der Jubiläumsfeier des Frauenstimmrechtsvereins gegründet, sondern weil sie erfahren musste, dass die Frauenfrage innerhalb der Linken ganz einfach übergangen wird, weil auch hier fast die selben patriarchalischen Mechanismen spielen wie in der bürgerlichen Gesellschaft.

Eines der wichtigsten Anliegen der FBB ist es, ihren Mitgliedern Selbstsicherheit zu vermitteln, das heisst einer Frau ihre Stellung in der jetzigen Gesellschaftsordnung aufzuzeigen und ihr einen Weg zu zeigen, wie sie, indem sie sich dieser Unterdrückung bewusst wird, sich dieser soweit entziehen kann, dass sie in ihrer gesellschaftlichen Umgebung bestehen kann, selbstsicher wird. Deshalb werden neue Mitglieder nach Möglichkeit in eine der «Einführungsgruppen» geschickt, wo sie auf die Tatsache des Politikums der Emanzipation aufmerksam gemacht werden.

Die FBB will und kann die speziellen Probleme der Frau aber nicht allein lösen, sondern nur im Rahmen der gesamten sozialistischen Bewegung, um so, in Zusammenarbeit mit anderen revolutionären Organisationen, am gemeinsamen Klassenkampf teilzunehmen.

FBB-Frauenbefreiungsbewegung

Jacqueline Itschner: Einzige Schweizer Frau in der olympischen Offiziellenwelt

Gespräch mit der Betreuerin der Eisläufer und Skimädchen in der schweizerischen Sapporo-Delegation

Sie ist in der rund 20köpfigen schweizerischen Offiziellendelegation für die Olympischen Winterspiele in Sapporo die einzige Frau: *Jacqueline Itschner-Nicollerat* (Zumikon bei Zürich), Delegationschefin der Eisläuferinnen und Eisläufer und zugleich Verantwortliche für sämtliche Damen (schweizerische und liechtensteinische) im Aktivenaufgebot. Delegiert durch den Schweizerischen Eislaufverband, dem sowohl die Eiskunst- wie die Eisschnelläufer angehören, und durch das SOC, steht sie in Sapporo in erster Linie zur Verfügung der Eisläufer. Daneben wurde ihr auf Ersuchen des Skiverbandes und mit Billigung des SOC zugleich die Betreuung der alpinen Skimädchen ausserhalb der Wettkämpfe übertragen.

Im internationalen Eislauf wie zu Hause

Eisläuferisch kommt Jacqueline Itschner vom Fach. Ende der vierziger Jahre erwarb sie ihren Goldtest als Kunstläuferin, war vorher schweizerische Juniorenmeisterin und später einmal Zweite der Schweizer Eiskunstlaufmeisterschaft. Danach zog sie während Jahren mit verschiedenen Eisrevuen durch die Welt, davon sieben Jahre lang allein mit der Fernost-Truppe von Holiday on Ice. Im Eislaufverband bekleidet sie heute das Amt eines Mitgliedes der Technischen Kommission und ist in dieser Funktion Organisatorin praktisch sämtlicher Schweizer Meisterschaften. Zugleich amtiert sie als gefragte internationale Preisrichterin. Eine Frau also, die in der internationalen Eislaufwelt wie zu Hause ist und die aus langer Erfahrung heraus den Umgang mit den Aktiven dieser Sparte wie kaum eine zweite beherrscht.

Fraulicher Rat und Zuspruch erwünscht

In Sapporo wird Jacqueline Itschner, wie gesagt, primär den Eiskunstläuferinnen und Eiskunstläufern als Betreuerin und Coach zur Verfügung stehen. Daneben wird sie gleichzeitig das Coaching eventuell noch selektionierter Eisschnelläufer übernehmen müssen. Sie hat zu diesem Zweck die kürzlichen Schweizer Meisterschaften der Eisschnelläufer in Davos besucht und sich dort die Technik der Zeitnahme, der Zeitmeldung und des weiteren Coachings angeeignet. Wenn in ihrem Sapporo-Pflichtenheft noch die Betreuung der alpinen Skiläuferinnen ausserhalb der Wettkampfplätze enthalten ist, dann aus der logischen Ueberlegung heraus, dass diese jungen Mädchen fraulichen Rat und Zuspruch mitunter sicher nötig haben.

«... dass sich keine „unsterblich" verliebt»

Das Hauptziel der Betreuungsbemühungen Jacqueline Itschners ist im Pflichtenheft des SOC klar umschrieben: Bildung einer «Mannschaft Schweiz». Die Delegationsleiterin ist

sich der schweren Aufgabe bewusst, die sich ihr bei der Verfolgung dieses Zieles stellen wird: «Die Motivationen der einzelnen Mädchen, das heisst ihre allgemeine Einstellung zum Sport und die Gründe, weshalb sie sich dem Hochleistungssport verschrieben haben, sind naturgemäss sehr verschieden», argumentiert die temperamentvolle Welsche. «Auch geben die unterschiedlichen sozialen Milieus, denen sie entstammen, weitere Probleme auf. Es geht im Grunde genommen einfach darum, ihnen allen verständlich zu machen, dass sie nicht zu eigenem Ruhm und persönlicher Ehre, sondern für die „Mannschaft Schweiz" kämpfen. Obschon ich mir bewusst bin, dass das sehr schwierig sein wird. Darauf hinzuwirken, dass sich eine Unterlegene *mit* einer eventuell Erfolgreichen über den Erfolg freuen kann, dass möglichst wenig Tränen fliessen — und wenn schon: dann an meiner Schulter —, dass sich keine „unsterblich" verliebt, das alles scheint mir meine Hauptaufgabe zu sein. Schliesslich tragen wir auch den Eltern gegenüber eine gewisse Verpflichtung.» — Man sieht: Das geflügelte Wort, wonach es leichter sei, einen Sack Flöhe zu hüten als ein halbes Dutzend junger Mädchen, gilt offenbar auch hier.

Man darf Vertrauen haben: Als Preisrichterin, frühere Wettkämpferin, Mitglied von internationalen Eisrevuen, Preisrichterin und — nicht zuletzt — als Mutter ist ihr Umgang mit der heutigen Jugend nichts Neues. Was man bekanntlich nicht von allen olympischen Funktionären behaupten kann ...

Ernst Mühlheim

kleine Atempause

Und die Moral von der Geschicht?

Grippiges Episödchen

Niemand ist unersetzlich, daran wird man sich schon gewöhnen müssen. Und wer ist mehr versucht, das Gegenteil zu glauben, als Mütter? Sie meinen, die Welt müsste unverzüglich stillstehen, wenn sie sich einmal einen Tag lang nicht um ihren Nachwuchs kümmern würden. Sie steht nicht, wenigstens nicht sofort ...

Da legte ich mich mit einer argen Erkältung ins Bett und dachte mit Schrecken daran, dass sich nun niemand um dies und das im Haushalt und dass sich vor allem niemand um *mich* kümmern werde. Weinerlich, wie man nun mal so ist, wenn Fieber die Urteilskraft lähmt, dachte ich, wie gut es doch die meinen hätten, wenn *sie* krank seien, denn dann springe ich natürlich alle Augenblicke mit Tee, mit Geschichten, mit Umschlägen ans Krankenlager. Aber wenn *ich* krank bin ... Und niemand merkte auch nur eine Spur, dass ich bereits vom Selbstmitleid zu Tränen gerührt war. Wie hätten sie es auch merken sollen, ich schnupfte ja ohnehin den ganzen Tag, und es macht für den Aussenstehenden keinen sichtbaren Unterschied, ob das Schnupfen nun vom Pfnüsel oder von der inneren Rührung kommt.

Ergeben lehnte ich mich in meine Kissen und wartete darauf, dass mein Haushalt, ungefähr wie der Verkehr in der Stadt vor Weihnachten, zusammenbrechen werde. Ich wartete vergeblich ...

In der Küche war man äusserst fidel und genoss es anscheinend in vollen Zügen, selber Herr und Meister zu sein. Und man vergass nicht einmal mich arme Patientin. Von Zeit zu Zeit bekam ich einen Happen zugesteckt. Da tauchte die Jüngste auf, mit vollem Mund und mehr oder weniger rücksichtsvoll leise und streckte mir eine Handvoll Wursträgeli hin. Da kam auch ihre grosse Schwester, und siehe da, plötzlich merkte ich, dass mein tägliches Predigen doch nicht ganz so spurlos an den Kindern herabläuft, wie ich oft glaube befürchten zu müssen. Denn der Tee, der mir serviert wurde, war fein säuberlich auf ein Servierbrett gestellt, mit einer farbigen Serviette drapiert, und weder Löffel noch Zucker fehlten. Was tat's, dass er beim Tragen ein bisschen übergeschwappt war?

Ich begann es zu geniessen und stellte mich sehr krank. Die Kinder banden sich Küchentücher auf den Kopf, um so ein «schwesterliches» Aussehen zu bekommen und auf Autorität pochen zu können, wenn sie fanden, es müsse gelüftet, Kissen geschüttelt oder was auch immer getan werden.

Und die Moral von der Geschicht? Wenn man glaubt, dass alles Reden, alles Ermahnen, alles Schelten nichts nütze, wenn man glaubt, dass die Kinder nie im Leben Ordnung haben werden, wenn man glaubt, dass es ein unmögliches Unterfangen sei, Kinder vom Türenschletzen abzuhalten, dann darf man einmal ein bisschen krank werden, nicht ernstlich natürlich! Dann darf man unter die Decke kriechen und einmal ganz still für sich einen Test machen. Dann darf man sich einmal so richtig von Herzen darüber freuen, dass also doch, trotz allem, nicht alles so ganz in den Wind gesprochen ist! *Vreni Wettstein*

SFB Nr. 2 21. Januar 1972

Treff punkt für Konsumenten

Verantwortliche Redaktion:
Hilde Custer-Oczeret
Vorstandsmitglied
des Konsumentinnenforums

Brauerstrasse 62
9016 St. Gallen
Telefon 071 24 48 89

Preis, Preisbildung, Preispolitik

Mit dem Wort Preis bezeichnet man sowohl in der Umgangssprache wie im wissenschaftlichen Sprachgebrauch diejenige Geldsumme, die für den Erwerb einer bestimmten Menge Sachgüter oder Dienstleistungen aufgewendet werden muss. In Gestalt des Lohnes hat auch die Arbeit und in Gestalt des Zinses die Kapitalleihe ihren Preis.

Wechselwirkungen zwischen Preis, Angebot und Nachfrage

So einfach und einleuchtend der Preisbegriff erscheint, so verwickelt und verwirrlich sind die Probleme, welche die Preisbildung und die Preisfunktion aufwerfen. Dass die Höhe der Waren- und Dienstleistungspreise von Angebot und Nachfrage abhängt, lässt sich leicht einsehen. Indes komplizieren sich die Dinge dadurch, dass nicht nur die Grösse des Angebotes und der Nachfrage auf die Preisentwicklung einwirkt, sondern umgekehrt auch die jeweilige Preisentwicklung ihrerseits den Umfang von Angebot und Nachfrage beeinflusst. Steigende Preise regen in der Regel die Erzeugung an und dämpfen die Kauflust, während sinkende Preise den Verbrauch fördern und die Produktion hemmen. Aber das gilt nicht gleichmässig für alle Warengattungen. Um den Konsum von Brot zu heben oder zu senken, braucht es eine sehr beträchtliche Preisänderung, weil die *Elastizität* der Nachfrage bei den lebensnotwendigen Gütern gering ist. Bei Fernsehempfängern oder Geschirrspülmaschinen reicht häufig schon eine mässige Preisänderung aus, um die Kaufbereitschaft zu beeinflussen, weil beim Wahl- und Komfortbedarf die Elastizität der Nachfrage meist bedeutend grösser ist.

Das Gesagte gilt freilich bloss bedingt für Zeiten nachhaltiger Teuerung. Aber auch sonst lässt sich die Reaktion der Käufer wie der Verkäufer keineswegs mit Sicherheit voraussagen. Entgegen allgemeiner Annahme kommt es (zum Beispiel im Agrarbereiche) gar nicht selten vor, dass Preisrückgänge die Erzeuger veranlassen, die Produktion nicht zu drosseln, sondern erst recht auszuweiten, um die erwarteten Einkommensausfälle möglichst auszugleichen. Dass nicht nur Aktienkäufer, sondern auch die Käufer von Kleidern und Schuhen durch Preissteigerungen angespornt werden, erst recht zu kaufen, um einer noch stärkeren Hausse zuvorzukommen, ist gleichfalls bestens bekannt. Solche und andere Abweichungen von der scheinbaren Norm tragen dazu bei, dass die schönsten und klügsten Preistheorien mit der Praxis manchmal nur wenig gemein haben.

Konkurrenzpreise und Monopolpreise

Es ist leicht einzusehen, dass die *Untergrenze* des Preises zumal auf längere Sicht durch den Stand der Produktionskosten bestimmt wird (wobei in die Kostenkalkulation auch die Amortisation der Anlagen, die Verzinsung des Kapitals und eine angemessene Gewinnspanne einbezogen sind). Denn auf die Dauer wird kein Unternehmer und kein Geldgeber mit Verlust arbeiten. Jeder wird vielmehr versuchen, sich beizeiten aus unrentablen Fabrikationszweigen zurückzuziehen und freiwerdende Produktionskapazitäten lukrativeren Verwendungen zuzuführen.

Meist ist es der Wettbewerb unter den Warenanbietern, der den Preis bis zu der durch die Produktionskosten gegebenen Untergrenze und gelegentlich noch tiefer hinabdrückt. Aber nicht jeder Betrieb, der solcherart in die Verlustzone gerät, sieht sich genötigt, seine Pforten zu schliessen. Nicht selten gibt ein solcher Schock den Ansporn, durch geeignete technische und organisatorische Vorkehren die Erzeugung so stark zu rationalisieren und zu modernisieren, dass sich das Unternehmen fortan wieder gewinnbringend auf dem Markt behaupten kann. Je schwächer sich der Wettbewerb entfaltet, desto deutlicher tendieren die Preise nach oben. Wo die Konkurrenz auf Anbieterseite zum Beispiel durch Preisabreden beschränkt wird, erfolgt die Festlegung des Verkaufspreises meist in der Weise, dass auch der minder leistungsfähige Unternehmer gerade noch auf seine Rechnung kommt. Kein Kartell und kein Monopol ist indes in der Lage, den Preis nach eigenem Ermessen beliebig zu erhöhen. Denn je teurer eine Ware oder Leistung im Verhältnis zu sonstigen Gütern und Diensten erscheint, desto häufiger weichen potentielle Kunden auf andere Kaufobjekte aus. Die *Obergrenze* des Preises liegt daher auch für festgefügte Anbieterzusammenschlüsse dort, wo weitere Preissteigerungen den Produzenten keinen Mehrertrag, sondern wegen des voraussehbaren Absatzrückganges einen Mindererlös einbrächten.

Beeinflussung der Preisbildung durch den Staat

Die öffentliche Hand besitzt mancherlei Möglichkeiten, auf die Preisgestaltung einzuwirken. Wenn sie zum Beispiel den Warenimport erleichtert und die Kartelle kontrolliert, begünstigt und fördert sie den Wettbewerb und übt damit einen Druck auf die Preise aus. Indem der Staat umgekehrt den Kartellen freie Hand lässt und die Einfuhrzölle erhöht, hilft er mit, den Wettbewerb zu schwächen und die Preise hochzuhalten. Solche *indirekten* Beeinflussungen der Preisbildung mittels Veränderung der jeweiligen Rahmenbedingungen schalten den Mechanismus der Marktwirtschaft nicht aus; sie sind daher mit den Ordnungsprinzipien unseres Wirtschaftssystems im allgemeinen vereinbar.

In Zeiten konjunkturbedingter Teuerung taucht zuweilen der Wunsch auf, dem Preisauftrieb durch *direkte Staatseingriffe*, beispielsweise durch Verfügung eines behördlichen Preisstopps, Einhalt zu gebieten. So verständlich solche Vorschläge anmuten, darf nicht übersehen werden, dass sie sich mit den bestehenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlagen kaum in Einklang bringen lassen. Die Preisbildung ist — um mit Wilhelm Röpke zu reden — der hauptsächliche Regulator unseres Wirtschaftssystems. Diesen Regulator kann man nicht ausschalten, ohne Gefahr zu laufen, schliesslich das ganze Gefüge der Marktwirtschaft umbauen und preisgeben zu müssen.

Vor allem führen Preisvorschriften zu einem *chronischen Ungleichgewicht* zwischen Angebot und Nachfrage in allen von den Höchstpreisen betroffenen Bereichen, dies schon darum, weil die staatlichen Anordnungen die Herausbildung von Gleichgewichtspreisen verunmöglichen. Da die Nachfrage bei diesem Sachverhalt auf dem normalen Weg nicht voll befriedigt werden kann, entstehen erfahrungsgemäss allerlei graue und schwarze Märkte, auf denen die Waren (die im regulären Handel häufig nicht mehr erhältlich sind) hintenherum und unkontrolliert zu um so höheren Preisen abgegeben und bezogen werden. Wenn es so weit ist, bleibt der Regierung keine andere Wahl, als die Preisstoppübung entweder als ergebnislos abzubrechen oder aber durch eine Flut schärferer Gebote und Verbote immer tiefer ins Dickicht des Dirigismus hineingezogen zu werden. *U. I.*

Konsumentenwünsche an den Postcheck

Die PTT haben in den letzten Jahren durch allerlei Erleichterungen beim Benützen des Postschecks versucht, dieses Zahlungsmittel für weitere Kreise attraktiv zu machen. Als wichtigste Neuerungen sind dabei die Aufhebung des Kontodepots von 50 Franken sowie die Einlösung von Postschecks bis zu 2000 Franken (gegen Identitätsnachweis) bei jeder schweizerischen Poststelle.

Angleichung an das Schecksystem der Banken

Die schweizerischen Banken haben ihrerseits grosse Anstrengungen unternommen, um den Swiss-Scheck als gängiges Zahlungsmittel bei Geschäften und Konsumenten einzubürgern. Bemerkenswert an diesem Swiss-Scheck ist, dass er (bei einer oberen Betragsgrenze von 300 Franken je Scheck) bei allen Banken und den mit Signet gekennzeichneten Geschäften sowie bei den Wechselstuben der SBB (gegen eine Gebühr von zwei Franken) ohne Rückfragen eingelöst wird. Wäre es nun nicht denkbar, dass die PTT einen Weg finden würden, Swiss-Scheck-Benützern auch an ihren Schaltern ohne besondere Vorkehren maximal 300 Franken auszuzahlen? Die längeren Oeffnungszeiten und ein sehr dichtes Netz von Poststellen bieten gegenüber den Banken gute Voraussetzungen für einen zusätzlichen und ansprechenden Kundendienst.

Postscheck soll die Wochenendlücke ausfüllen

Obwohl die PTT in praktisch allen Orten über das Wochenende Dringlichkeitsschalter offen lassen, ist es nicht möglich, einen Postscheck einzulösen. Als Grund wird angegeben, dass an diesen Schaltern die Unterschriftenkarte nicht zur Verfügung stehe und Rückfragen (beispielsweise am Sonntag) in den Kontoabteilungen nicht möglich sind. Würden sich die PTT dem Swiss-Scheck-System anschliessen, könnten sie getrost übers Wochenende gegen eine kleinere Gebühr am *Dringlichkeitsschalter Beträge bis zu 300 Franken auszahlen;* damit würden sie am Samstag und Sonntag eine störende Lücke schliessen helfen und überdies den manchmal vermissten unternehmerischen Geist aufs neue beweisen.

Schweizerischer Konsumentenbund (SKB)

Radiosendung

Donnerstag, 27. Januar 1972, 14 Uhr

Bewahren und Sparen

Einschränkung des Konsums zur Erhaltung von Umwelt und Geldwert?
Ein Gespräch zwischen Lilo Thelen und Dr. oec. Alfred Meier, Dozent an der Hochschule St. Gallen.

Die nebenberufliche Landwirtschaft in Zahlen

Hw. Während sich die Zahl der hauptberuflich geführten Landwirtschaftsbetriebe stark vermindert hat, ist die Anzahl der Nebenerwerbsbetriebe angestiegen. 1969 wurden 60 702 Nebenerwerbsbetriebe oder rund zwei Fünftel der heute noch bestehenden Landwirtschaftsbetriebe gezählt. Diese Betriebe sind an der gesamten Nutzfläche unseres Landes (ohne Sömmerungsweidebetriebe) und an den Tierbeständen wie folgt beteiligt:

An der landwirtschaftlichen Nutzfläche	mit	103 521 ha	oder	9,6%
am offenen Ackerland	mit	10 728 ha	oder	4,3%
an der Getreidefläche	mit	6 491 ha	oder	3,7%
am Kartoffelanbau	mit	1 970 ha	oder	6,3%
am Feldgemüsebau	mit	981 ha	oder	18,2%
am Obstbau	mit	1 502 ha	oder	25,7%
am Rebland	mit	4 335 ha	oder	41,2%
am Rindviehbestand	mit	125 763 Stück	oder	7,2%
am Kuhbestand	mit	55 361 Stück	oder	6,3%
an der Kälbermast	mit	14 419 Stück	oder	17,9%
an Tieren für Grossviehmast	mit	10 278 Stück	oder	9,6%
am Schweinebestand	mit	422 094 Stück	oder	25,4%
am Schafbestand	mit	144 508 Stück	oder	56,6%
am Ziegenbestand	mit	27 397 Stück	oder	52,8%
und am Nutzhühnerbestand	mit	1 037 111 Stück	oder	18,2%

Oft handelt es sich um Betriebe mit einseitiger Produktionsrichtung (zum Beispiel Rebbau). Aber auch am Feldgemüsebau und an der Kleinviehhaltung sind die nebenberuflich geführten Betriebe wesentlich beteiligt. Dagegen sind Kulturen mit niedrigen Flächeneinheitserträgen in den Nebenerwerbsbetrieben weniger anzutreffen.

Im Gegensatz zu früheren Jahren, da namentlich in der Nord- und Ostschweiz zahlreiche Handwerker und Arbeiter noch eine Kuh und oft etwas Kleinvieh zur Selbstversorgung hielten, sind die heutigen Nebenerwerbsbetriebe auch am Markt verhältnismässig stark beteiligt. *LID*

Die Post auf schiefem Kundenkurs

wf. Die PTT-Betriebe haben gemäss PTT-Amtsblatt 62/1971 den Bundesrat revidierte *Beschränkungen in der Paketaufgabemöglichkeit* und *neue Sperrgutbestimmungen* mit Wirkung ab 1. Januar 1972 beschliessen lassen. Die Paketannahme wird demnach ausgeschlossen für Sendungen, die bei einem Gewicht unter 20 kg in Länge und grösstem Umfang mehr als drei m messen (was einem Würfel von 60×60×60 cm entspricht), bei über 20 kg mehr als 1,50 m messen (was bei Würfelform einer Kantenlänge von 30 cm gleichkommt). Bei Sendungen mit grösseren Massen möge der Aufgeber selber sehen, wer sie ihm transportiere. Für Sperrgut wird ein von bisher 50 auf 100 Prozent erhöhter Zuschlag für Sendungen über 120 cm Länge beziehungsweise über 60 cm Breite oder Höhe beziehungsweise über 60 cm Durchmesser sowie für solche verlangt, «die nicht leicht mit anderen Sendungen gestapelt werden können». Hinter der Ausschluss- wie der massiven Verteuerungsmassnahme steht die Absicht, missliebiges Postgut von der Beförderung fernzuhalten. Das Vorgehen der PTT-Betriebe ist unter verschiedenen Gesichtspunkten zu beanstanden.

Die PTT hält sich selber nicht an ihre Vorschläge, die sie der Konsultativen PTT-Konferenz letzten Sommer unterbreitet hat. Die Sperrgutzuschlag-Erhöhung wurde angekündigt für Sendungen, «welche sich nicht mechanisch verarbeiten lassen, das heisst die Masse von *120×60×60 cm* übersteigen (bisher Länge über 1,5 m oder Länge und grösster, nicht in der Längsrichtung gemessener Umfang zusammen über 3 m)». In Art. 90 Abs. 1 der Vollziehungsverordnung I zum Postverkehrsgesetz ist inzwischen eine *verschärfte Fassung* hineingeschmuggelt worden: «Postpakete und Wertsendungen, deren Länge 120 cm *oder* deren Breite, Höhe oder Durchmesser 60 cm übersteigt». Der neue Sperrgutbegriff mit der Reduktion bis auf das halbe Volumen gegenüber bisher und gegenüber der Ankündigung an die Konsultative PTT-Konferenz bedeutet eine *empfindliche Verteuerung,* zu der bald noch neue Pakettaxen kommen sollen.

Ausschlussbestimmungen und Sperrgutbegriff waren in die Taxvorlage eingebaut, so dass man mit Recht annehmen durfte, dass sie *mit der Taxrevision* in Kraft treten würden. Die Vorverlegung wird mit der Bahntarifrevision und der dadurch bewirkten Notwendigkeit begründet, der Abwanderung von Bahnstückgut auf die Post einen Riegel zu schieben. Dafür könnte man noch ein gewisses Verständnis haben. Es geht aber hier um die umgekehrte Relation, nämlich darum, bisheriges Postgut auf die Bahn zu zwingen. Das *Hauptanliegen* der Post scheint nachgerade nicht die Beförderung, sondern die *Nichtbeförderung* zu werden. Sendungen im format- und gewichtmässigen Zwischenbereich sind je länger je mehr zum Spielball der Post- und Bahninteressen geworden; jeder sucht diese unerwünschte Kategorie dem anderen zuzuspielen. Die Zeche zahlen Versender und Empfänger mit *höheren Taxen, vermehrten Umtrieben* und *schlechterem Service.*

Es widerspricht den Regeln der Usanz und Courtoisie, eine für viele Betriebe folgenschwere Massnahme *nur 14 Tage vor ihrer Rechtswirksamkeit* anzukünden, zudem kurz vor Jahresende. Das unternehmungsbewusste Denken der PTT-Betriebe scheint sich noch nicht bis zu der Erkenntnis entwickelt zu haben, dass zum Beispiel die erzwungene Umstellung des bisher zugelassenen Versandes von Ware in Mehrfachpapiersäcken in solche in Kartonverpackungen bei den heutigen Lieferfristen nicht in wenigen Tagen möglich ist, dass überall dort, wo franko Domizillieferung vereinbart ist, die Sperrgutzuschläge oder die Mehrkosten einer anderen Versandart nicht von einem Tag auf den anderen abwälzbar sind. Es wirkt *befremdlich,* dass sogar die Einräumung einer *Uebergangsfrist verweigert* wird, die der Wirtschaft helfen könnte, die Umstellung ihres Paketversandes zu organisieren. Wird damit nicht ein weiteres Mal die Richtigkeit der Behauptung unterstrichen, dass die PTT-Betriebe immer noch auf den Begriff des «Benützers» eingeschworen sind, jenen des *«Kunden»* aber noch nicht kennen? *M. R.*

Ergänzung der Redaktion: Seit dem 1. Januar 1972 ist den Postkunden auch die Möglichkeit genommen worden, Pakete «fragile» aufzugeben. Der Taxzuschlag war schon lange nicht mehr berechtigt, da eine besonders sorgfältige Behandlung solcher Postgüter, wie man sich oft genug überzeugen konnte, völlig illusorisch war.

> Ich bin überzeugt, dass die grossen Waschmittelunternehmen mit weniger lautem Geschrei und etwas diskreter die genau gleich hohen Umsätze erzielen könnten.
> *Professor Dr. Otto Angehrn*

Kurzinformationen

Banksparen und Volkseinkommen

wf. In Form von *Spareinlagen, Einlage- und Depositenheften und Kassenobligationen* wurden im Jahre 1970 in der Schweiz 4286 Millionen Franken neu gespart. Der Gesamtbestand des traditionellen Banksparens stieg damit um 7 Prozent an, wogegen das schweizerische Volkseinkommen in der gleichen Zeit um 10,6 Prozent zunahm. Insgesamt machten die neuen Ersparnisse auf Spar-, Einlage- und Depositenheften sowie Kassenobligationen im Jahre 1970 5,8 Prozent des Volkseinkommens aus. 1969 hatte der entsprechende Anteil 7 und 1968 sogar noch 9,5 Prozent betragen. Die Tatsache, dass im Jahre 1970 das traditionelle Banksparen *verhältnismässig weniger stark zugenommen* hat als das Volkseinkommen, bedeutet nicht ein entsprechendes Nachlassen der Spartätigkeit an sich, sondern erklärt sich hauptsächlich daraus, dass vermehrt andere Anlagemöglichkeiten vorgezogen worden sind.

Ein Leserbrief

Zum Thema «Absätze»

Zu Ihrem Artikel im «Schweizer Frauenblatt» über «Teure Schuhe mit billigen Absätzen» gestatte ich mir, auch ein Beispiel anzuführen: Meine Tochter kaufte im Bally-Rivoli in Freiburg ein paar Stiefel für 120 Franken. Nach ganz kurzem Tragen verlor sie ein Stück eines Absatzes. Bald darauf rettete sie nur eine rasche Reaktion vor einem schlimmen Sturz auf einer Warenhaustreppe. Ein Herr hinter ihr überreichte ihr ein grosses Stück Absatz! Bei der Reklamation im Geschäft entschuldigte man sich damit, es sei eben französisches Fabrikat. *L. St.-D., Bern*

Frauen rechte

Information - Diskussion

Organ des Schweizerischen Verbandes für Frauenrechte

SFB Nr. 2 21. Januar 1972
Nächste Ausgabe dieser Seite:
18. Februar 1972
5. Februar 1972

Verantwortliche Redaktion:
Anneliese Villard-Traber
Socinstrasse 43 4051 Basel
Telefon 061 23 52 41

Die Frau in der Politik um 1921

Aus einem Referat von Georgine Gerhard, gehalten am zweiten schweizerischen Kongress für Fraueninteressen (2. bis 6. Oktober 1921 in Bern)

Kurz vor Weihnachten ist in Basel Dr. h. c. Georgine Gerhard im 86. Altersjahr gestorben. Wir haben ihr Wirken anlässlich ihres 85. Geburtstages am 18. August 1971 in Nr. 16 des «SFB» ausführlich gewürdigt. So denken wir, sie am besten zu ehren, indem wir einige zum Teil gekürzte Abschnitte aus ihrem Vortrag über die «Politische Tätigkeit der Schweizer Frauen» aus dem Jahre 1921 abdrucken. Damals stand sie erst am Beginn ihrer immer reicher werdenden Tätigkeit.

Noch könnten zwar die Schweizer Frauen nicht an Wahlen und Abstimmungen teilnehmen, schreibt Georgine Gerhard zu Beginn, aber auch Vereinsbildungen, Versammlungen, Eingaben, Zeitungsartikel seien als Erscheinungen der politischen Tätigkeit anzusprechen.

Erste Frauenpetitionen

Aus dem letzten Jahrhundert nennt sie zwei: 1872 eine Petition der «mères de famille» in Genf um Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium, 1887 eine Eingabe der Zürcherinnen zur Revision des Zürcher Privatrechtes (Einführung der weiblichen Vormundschaft und des Standes der Gütertrennung). Wörtlich fährt Georgine Gerhard fort: «Kräftiger setzte die Petitionstätigkeit der Frauen ein in der Zeit, als man an die Vereinheitlichung unserer wichtigsten Gesetzbücher, des Zivilgesetzes und des Strafgesetzes, herantrat. Sie, die sich 1877 bei Schaffung des eidgenössischen Fabrikgesetzes noch ganz passiv verhalten hatten, melden sich jetzt häufig zum Wort. Die Eingaben zum Zivilgesetz fordern die Besserstellung der Frau im ehelichen Güterrecht und vermehrten Schutz der unehelichen Mutter und ihres Kindes. Die Petitionen zum Strafgesetzbuch befassen sich hauptsächlich mit dem dunklen Kapitel der Sittlichkeitsvergehen und erstreben eine Erhöhung des Schutzalters der Mädchen. Die Revision des Fabrikgesetzes gibt den Frauen Gelegenheit, ihre Forderungen auf Anstellung von Fabrikinspektorinnen und auf Vermeidung von Ausnahmebestimmungen für Frauen zu stellen. In neuester Zeit, da der Gedanke an eine Totalrevision der Bundesverfassung Boden fasst, melden die Frauen ihren Wunsch nach Einführung des Frauenstimmrechts an.»

«Im ganzen genommen ist das Gebiet der Petitionstätigkeit der Frauen ein begrenztes. Doch sind Anzeichen dafür vorhanden, dass sie es erweitern wollen. Ich erinnere Sie an die kürzlich an den Bundesrat gerichtete Eingabe der Frauenliga für Frieden und Freiheit mit der Forderung der Einrichtung eines Zivildienstes für Militärdienstverweigerer.»

Frauenorganisationen

«Die Petition setzt Organisationen voraus, die sie in die Wege leiten. Eine Eingabe darf nicht als Laune eines einzelnen erscheinen, sondern sie muss sich als Forderung vieler darstellen, wenn sie nicht zum vornherein auf jede Wirkung verzichten will. Der Wunsch nach gemeinsamem Vorgehen hat denn auch den Ansporn zur Gründung verschiedener Frauenorganisationen gegeben, zum Beispiel zu derjenigen des mächtigen Bundes Schweizerischer Frauenvereine, der Arbeiterinnenvereine, der Stimmrechtsvereine.»

Frauenrechte 1921

«Der Weg der Eingabe ist ein mühsamer und führt in vielen Fällen nicht zum Ziel. Und doch müssen wir Frauen froh sein, dass uns die Bundesverfassung das Petitionsrecht garantiert, wenn wir hören, wie im Sommer 1872 die Stadtväter in Genf, die sich zum erstenmal vor die aufregende Tatsache einer Fraueneingabe gestellt sahen, allen Ernstes berieten, ob Frauen überhaupt Eingaben machen dürften!

Frauen konnten sich an Initiativen insofern beteiligen, als sie für eine ihnen gutscheinende Sache Listen herumboten, wie seinerzeit bei der Absinthinitiative. Besonders unternehmend sind die Genferinnen, die von sich aus ein Initiativbegehren zugunsten des Frauenstimmrechts in die Wege leiteten und 2915 Männer zur Unterschrift bewegen konnten.»

«Frauen»-Vertretung in Kommissionen

«Zum erstenmal äusserten die Frauen diesen Wunsch (nach Vertretung in vorberatenden Kommissionen) bei den Vorarbeiten zum schweizerischen Zivilgesetzbuch. Ihrem Wunsche wurde insofern entsprochen, als sie einen Vertreter, allerdings einen männlichen, abordnen durften. Bei den Vorarbeiten für das Strafgesetzbuch bestellten die Behörden von sich aus einen Experten für Fragen des Frauen- und Kinderschutzes. Abgewiesen wurden die Frauen dagegen, als sie sich an den Revisionsarbeiten zum Fabrikgesetz und an der Vorbereitung zur Kranken- und Unfallversicherung durch eine Vertretung beteiligen wollten.»

Versammlungen

«In den Kantonen müssen die Frauen auf andere Weise versuchen, die Wirkung ihrer Eingaben zu erhöhen. Ein Mittel dazu ist die öffentliche Versammlung, sei es der Propaganda- oder der Protestversammlung. Da sie auch den Männern zugänglich sind, können sie auf die Behörden und auf weitere Stimmbürger einen Einfluss ausüben, den Besprechungen in der Presse nachher zu verstärken suchen. Ich erinnere nur an die vielen Propagandaversammlungen, die jeweilen während der Frauenstimmrechtskampagnen in Bern, Neuenburg, Zürich, Basel abgehalten wurden, oder etwa an Protestversammlungen wie diejenigen gegen die Strafloserklärung der Abtreibung in Basel (die sozialdemokratischen Frauen Basels erklärten sich damals *für* Strafloserklärung. Die Red.) oder gegen die Ausschliessung der verheirateten Lehrerin vom Amt am selben Ort.»

«Schweizer Frauenblatt» zweijährig!

«Auch die Presse wird von den Frauen benützt. Doch ist die Mitarbeit an unsern grossen Tagesblättern mehr eine gelegentliche. Die Frauenblätter traten bisher als Familienblätter, Vereinsorgane, feministische Zeitschriften auf. Ein politisches Frauenorgan besassen bisher nur die Arbeiterinnen in der «Vorkämpferin», die allerdings heute nicht mehr erscheint. Dagegen wurde vor zwei Jahren das «Schweizer Frauenblatt» als Organ der Fortschrittspolitik und Fraueninteressen gegründet, es stellt somit einen Ansatz zu einer politischen Frauenpresse dar.»

Die Frauen in den Parteien

«Den Frauen sind einstweilen noch die meisten Parteitüren verschlossen. Die erste Partei, die Frauen als Mitglieder aufnahm, war die sozialdemokratische. Zunächst bildeten die Frauen unabhängige Gruppen innerhalb des Parteiganzen, im Jahre 1918 jedoch gingen die Arbeiterinnenvereine in den männlichen Organisationen auf. Ob dieser Schritt vom Frauenstandpunkt aus weise war, darüber gehen die Ansichten auseinander. Eine Arbeiterführerin sagte mir, dass sie ihn sehr bedaure. Die eigene Organisation habe bei den Frauen viel mehr Interesse geweckt und sie auch unabhängiger im Urteil erhalten.

Damit habe ich meinen kurzen Ueberblick über die politische Tätigkeit der Schweizer Frauen beendet. Gar bescheiden mutet uns alles an, wenn wir an unsere Schwestern in England oder Amerika denken.

Georgine Gerhard»

Mit neuem Namen ins neue Jahr

Seit April 1959 ist unsere Seite unter dem Namen «Frauenstimmrecht» allvierwöchentlich erschienen. Ab heute wird sie es unter dem Namen «Frauenrechte: Information, Diskussion» tun. Zwar fehlt in einigen Kantonen und Gemeinden noch immer das Frauenstimmrecht. Aber die Abstimmungen zu seiner Einführung folgen sich jetzt so rasch, dass wir uns bald nicht mehr mit dem «Frauenstimmrecht», sondern nur noch mit all jenen Rechten und Pflichten befassen müssen, als deren Basis wir das Stimmrecht betrachteten. Am 23. Januar stimmen die St. Galler Männer über das kantonale und Gemeindestimmrecht der Frauen ab, am 30. Januar folgen die Urner (nur kantonales Frauenstimmrecht), am 5. März Graubünden (Kanton und Kreis) und Schwyz (sowohl kantonales als Gemeindefrauenstimmrecht). Erinnern wir daran, dass am 12. Dezember 1971 die Kantone Thurgau und Bern das integrale Frauenstimmrecht einführten. *Einzig dastehen in der Schweiz dürfte, dass im Kanton Thurgau eine Frau die Frauenstimmrechtsvorlagen schrieb!* Nämlich die mehr juristische zuhanden des Grossen Rats und die populärere für die Stimmbürger. Der thurgauische Regierungsrat betraute mit dieser Aufgabe Dr. iur. *Regula Lanz*, Frauenfeld, Gerichtsschreiberin am thurgauischen Obergericht. Als Präsidentin der Sektion Thurgau des Schweizerischen Verbandes für Frauenrechte ist sie unsern Mitgliedern bekannt.

Der Frauenstimmrechtstag am 1. Februar wird in Zukunft natürlich ausfallen. Soll man dafür den 7. Februar feiern? Einige Sektionen — besonders im Welschland — werden es dieses Jahr tun. Die St. Gallerinnen reservieren sich den 7. Februar für ihre Jahresversammlung. Vielleicht können sie dann gleichzeitig ihr noch ganz junges kantonales Frauenstimmrecht feiern.

Wir alle aber werden am 7. Februar 1972 — ob allein oder in gleichgesinnter Gemeinschaft — noch einmal die grosse Erleichterung spüren, die uns überkam, als am 7. Februar 1971 endlich endlich das Frauenstimmrecht im Bund Wirklichkeit geworden war.

Anneliese Villard-Traber

Diskussion: Nationaldienst für Mädchen

Zwei Stimmen aus unserem Mitgliederkreis

Den folgenden Brief erhielten die Mitglieder der Vereinigung für Frauenrechte Basel von ihrer Präsidentin Rosmarie Widmer:

Im Dezember 1971

Liebe Mitglieder,

Wir haben dieses Jahr bewusst auf die vorweihnachtliche Veranstaltung «unter uns» verzichtet, weil wir in den letzten Jahren gesehen haben, dass das Interesse für solche Anlässe nicht sehr gross ist. Alle diejenigen unter Ihnen (von 1100 Mitgliedern rund 30 bis 40 Personen), die diese Zusammenkunft vermissen, bitten wir um Verständnis für unseren Entscheid.

Ich möchte, zum Abschluss des ersten Jahres unserer politischen Gleichstellung, ein bisschen Rück- und Ausschau halten.

Die Nationalratswahlen brachten keiner Baslerin den durchschlagenden Erfolg, viele Kandidatinnen buchten aber durchaus einen Achtungserfolg, indem sie etliche Männer stimmenmässig weit hinter sich liessen. Bald schon, Anfang März 1972, werden die Grossrats- und Regierungsratswahlen über die Bühne gehen. Die Parteien stellen schon fleissig Listen zusammen. Wir werden Ihnen rechtzeitig unsere Wahlinformation zustellen, damit Sie sich auch ausserhalb des Parteigeschehens — mit Blick auf die Belange der Frauen, orientieren können.

Auf eidgenössischer Ebene nehmen wir zwei grosse Fragen und Anliegen mit ins neue Jahr — ausgesprochene Frauenprobleme —, die allerdings nicht etwa unter Ausschluss der Männer diskutiert und bearbeitet werden können.

Der Nationaldienst für Frauen ist zur Diskussion und Meinungsbildung freigegeben. Meine Bitte geht an jedes einzelne Mitglied, sich darüber Gedanken zu machen, in privatem Kreis zu diskutieren, damit zu gegebener Zeit dann wirklich die Meinung der Mitglieder und nicht etwa bloss des Vorstandes in die Waagschale geworfen werden kann. Sicher ist der Eintritt der Frau in die volle politische Gleichberechtigung ein guter Zeitpunkt, um sich grundsätzliche Ueberlegungen zu diesem Thema zu machen. Sicher ist auch, dass eine völlige, unreflektierte Annahme der Männermeinung über die Gesamtverteidigung zu einfach ist und uns nicht entspricht. Wir haben da ein feines Gespür und sind vor allem dem «Militär» gegenüber kritischer eingestellt als die meisten Männer, die daraus einen Prestigegewinn ziehen, während wir Frauen dahinter auch Tod und Mord sehen und kein Heldentum.

Ueber die Frage des Nationaldienstes dürfen wir nicht einfach im Rahmen des Arbeitspapiers der Kommission Lang (zu beziehen auf dem Sekretariat des BSF, Mainaustrasse 12, 8002 Zürich) diskutieren, sondern wir müssen uns überlegen, ob wir nicht mit ganz neuen Gedanken, neuen Schemen in neue Richtungen vorstossen können. Wir müssten den Frieden auf der Grundlage der Abschreckung umwandeln in einen besseren, echten Frieden (ich empfehle Ihnen die Lektüre «Friedensforschung», herausgegeben von E. Krippendorff, im Verlag Kiepenheuer & Witsch, 1970). In unserem Zeitalter gilt das Wort «Wer den Frieden will, bereite den Krieg vor» nicht länger, sondern wir müssen den Frieden vorbereiten, um den Frieden zu erlangen. Im übrigen empfinde ich die Doppelzüngigkeit, mit der der Nationaldienst beliebt gemacht wird, als unwürdig. Solange das Militärdepartement die Zügel in Händen hält, soll niemand behaupten, der Nationaldienst der Frauen sei nicht militaristisch gemeint! Lassen wir uns also auch mit dem Sozialdienst keinen Sand in die Augen streuen.

Das zweite grosse Anliegen ist die *Legalisierung der Abtreibung.* Abtreibung ist *immer* eine fragwürdige Sache. Bis heute können es Frauen mit Geld «legaler» tun, als Frauen ohne Geld. Eine Legalisierung würde also vor allem diese unsozialen und medizinisch so fragwürdigen «Eingriffe» zum Verschwinden bringen. Aber wir müssen uns klar sein, dass die Anti-Konzeption immer besser ist, als auch die freizügigst gewährte Curretage. Mir scheint ein grosser Vorteil der Initiative darin zu liegen, dass jetzt auch streng kirchliche Kreise die Einsicht haben, dass wir auf dem Wege der Anti-Konzeption weiter kommen müssen und dass diese bewusste Vorbeugung das kleinere Uebel ist. Ich hoffe, dass die Entwicklung so weitergeht und dass jede einzelne Frau sich überlegt, wie sie für ihr Leben diese Frage regeln will, so dass sie vor dem Schritt der Abtreibung verschont bleibt. Als letzter wirklich letzter Ausweg scheint mir aber eine liberalere Abtreibungspraxis auf lange Sicht doch besser, als ein Kind in ein ungefreutes, ungeborgenes, problemgeladenes Leben auszustossen.

Dies sind ein paar Gedanken, die ich in meinem Namen und nicht im Namen des Vorstandes (obschon ich mich im Vorstand mit meiner Meinung in guter Gesellschaft weiss) Ihnen, liebe Mitglieder, zum Jahreswechsel zu bedenken geben möchte. wir werden im neuen Jahr weiteres zu diesen Themen hören.

Nun entlasse ich Sie in eine hoffentlich frohe und nicht zu hektische Adventszeit. Ich wünsche Ihnen allen ganz herzlich frohe Festtage, viel Freude, Besinnlichkeit und ein gutes neues Jahr.

Ich verbleibe mit freundlichen Grüssen Ihre Rosmarie Widmer

NB: Die Generalversammlung 1972 wird am 9. Februar stattfinden. Die Einladungen werden rechtzeitig verschickt. Bitte eventuelle Anträge bis zum 12. Januar an den Vorstand richten.

Frau in Uniform?

Unter diesem Titel veröffentlicht Christine Ryffel, die Redaktorin und Zentralsekretärin des Coop Frauenbundes CFB (er ist Kollektivmitglied unseres Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht) in der Dezembernummer der «Genossenschafterin» (offizielles Organ des CFB) folgende Stellungnahme, die wir mit Erlaubnis von Christine Ryffel abdrucken:

Als Mitgliedverband hat der CFB in seinem Schreiben vom 19. November 1971 an den BSF wie folgt Stellung genommen:

«1. Der Coop Frauenbund der Schweiz, wie auch andere A-Verbände Ihrer Dachorganisation, wurde erst einige Tage vor der Veranstaltung überhaupt darauf aufmerksam gemacht, dass eine solche Tagung stattfinden wird. In der Zwischenzeit hatten wir dies jedoch bereits von anderer Seite gehört und waren via Umwegen zur notwendigen Information gelangt.

2. Der Bericht der Kommission Lang kam dem Coop Frauenbund der Schweiz nie zu Gesichte. Auch diesen Bericht mussten wir uns auf Umwegen beschaffen. Es war uns nicht vergönnt, hierzu überhaupt Stellung zu nehmen.

3. Die Informationstagung wurde mit einem Riesenaufwand an Publicity durchgeführt und die Presse in hohem Grade eingeladen wie auch an Radio und Fernsehen eine Sendung ausgestrahlt. Dies alles im Namen der Frauenverbände. Die Oeffentlichkeit wurde nicht oder kaum darauf aufmerksam gemacht, dass die Ihrer Dachorganisation angehörenden Frauenverbände hierzu überhaupt noch keine Stellung genommen haben.

4. Im Mai dieses Jahres hatten wir Ihnen mitgeteilt, dass Fräulein Ch. Ryffel als Delegierte des Coop Frauenbundes im Forum Helveticum, und zwar in der Studienkommission zur Frage der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht, mitwirken wird. Wir haben Sie mit dem gleichen Schreiben ersucht, dass die Rechtsunterzeichnete, Zentralsekretärin des Coop Frauenbundes, auch in Ihrer Kommission zur besseren Koordination mitwirken könnte. Sie haben diese Briefe nie beantwortet.

5. Nachdem wir die Möglichkeit nicht hatten, frühzeitig zu diesem Bericht Stellung zu nehmen und unserer Meinung Ausdruck zu geben, werden wir uns veranlasst sehen, dies in der Oeffentlichkeit und in der Presse zu bekunden. Wir sind mit Ihrem Vorgehen, aber auch mit dem vorgelegten Bericht in keiner Weise einverstanden und werden uns in aller Form davon distanzieren.

Wir bedauern diesen Vorfall ausserordentlich, zeigt er doch wieder einmal mehr die mangelnde Solidarität zwischen den einzelnen Frauenorganisationen, die ja alle das gleiche Ziel vor Augen haben, nämlich die völlige Gleichstellung der Frau in unserer heutigen Gesellschaft. Mit diesem Bericht erreichen wir jedoch gerade das Gegenteil, nämlich die Erkenntnis, dass die Frauen politisch noch völlig unmündig sind.»

Die Vermutung liegt auf der Hand, dass mit der «Offerte» eine Dienstpflicht der Frauen für das am 7. Februar erhaltene Stimmrecht eine Gegenleistung erbracht werden sollte. Ob dies jedoch der richtige Weg ist, die Frau in unserer Männergesellschaft als gleichwertige Partnerin zu integrieren, scheint uns mehr als fragwürdig zu sein.

Der Coop Frauenbund der Schweiz distanziert sich in aller Form von diesem Vorgehen als auch von den vier Modellvorschlägen und wird im Rahmen der Studienkommission des Forums Helveticum einen realistischen Vorschlag, der nur auf Freiwilligkeit basieren kann, für die künftige Stellung der Frau im Rahmen der allgemeinen Dienstpflicht unterbreiten.

Es bleibt zu hoffen, dass wir mit realistischen Vorschlägen von Frauenseite das nach dieser Tagung etwas havarierte Image der schweizerischen Frauenverbände wieder aufpolieren helfen. Wir werden noch für andere, wichtigere Probleme gebraucht, auf die wir uns nun vermehrt konzentrieren wollen und müssen.

Christine Ryffel

SFB Nr. 2 21. Januar 1972

Courrier

Redaktion: Clara Wyderko-Fischer
8400 Winterthur, Wylandstrasse 9
Telefon 052 22 76 56

Obligatorisches Mitteilungsblatt des Schweizerischen Verbandes der Berufs- und Geschäftsfrauen
Erscheint monatlich

Zum 70. Geburtstag von Alva Myrdal

Präsidentin der IFBPW von 1940—1942

(cw) Wenige unserer Mitglieder wissen wohl, dass die bekannte schwedische Politikerin, unerschrockene Kämpferin für den weltweiten Frieden, unsere internationale Federation präsidierte. Dieses anspruchsvolle Amt (1940 bis 1942) fällt in die Zeit von 1936 bis 1948, als sie das von ihr gegründete Institut für den vorbereitenden Unterricht von Kindern im vorschulpflichtigen Alter leitete.

Zur Information nachstehend einige biografische Daten der vielseitigen und immer noch aktiven Siebzigerin: In Stockholm geboren, absolviert sie in der schwedischen Hauptstadt Mittelschulen und Universität, die sie mit akademischem Grad verlässt. Sie erweitert ihre Kenntnisse von Soziologie, Philosophie und Psychologie in Uppsala, den USA und in Genf. Noch während des Studiums heiratet sie den damals schon bekannten Nationalökonomen Gunnar Myrdal und wird Mutter von drei Kindern. Zusammen mit Violet Klein verfasst sie das bekannte Buch *«Women's Two Roles»*. Die darin entwickelte Theorie der Vereinbarung von Berufstätigkeit mit Familienpflichten, bestätigt sie selbst durch ihre erstaunliche Karriere. Dank grosser Intelligenz, nie erlahmendem Interesse am Menschen, an der Gesellschaft, gepaart mit ausgesprochenem Talent für Organisation und Arbeitsdisziplin, bewältigt sie wissenschaftliche und politische Aufgaben, die sie auf wichtigen Posten sehen. Mitte der vierziger Jahre wird sie in den diplomatischen Dienst Schwedens berufen. 1945 bis 1947 vertritt sie ihr Land bei den Konferenzen der UNESCO und der Internationalen Arbeitsorganisation in Genf; sie wird Direktor der UNO-Abteilung für soziale Wissenschaften, um sodann von 1956 bis 1961 Schweden als Botschafter in Indien, Burma und Ceylon zu vertreten. — 1962 kommt sie an der Spitze der schwedischen Delegation zur Abrüstungskonferenz nach Genf. In den oft komplizierten und auch hitzigen Debatten um Abrüstung, um den Atomsperrvertrag, hat sich Alva Myrdal bei den Delegationschefs der Grossmächte Respekt und Anerkennung geschaffen. Ihr klarer Stil und ihr Verständnis der Zusammenhänge lassen die schwedische Abrüstungsdelegation mit ihrem weiblichen Chef eine anerkannte Rolle spielen.

Alva Myrdal und ihrem ebenfalls für den Frieden engagierten Gatten wurde im Herbst 1970 der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen — eine wohlverdiente Auszeichnung für unerschrockene Kämpfer um den Weltfrieden.

Basel berichtet

Erinnerungen an Rosa Bratteler

E. P. Wer war Rosa Bratteler? Diese Frage beantwortete *Claire Zschokke-Roessiger* in einer charmanten Plauderei, anschliessend an ein gemütliches Nachtessen, den sehr zahlreich erschienenen Mitgliedern des Basler Clubs der Berufs- und Geschäftsfrauen. Für die vielen älteren Clubfrauen, die der Titel des Referats angelockt hatte, ging es natürlich nicht darum, zu erfahren, wer Rosa Bratteler war. Sie waren gekommen, um gemeinsam liebe Erinnerungen an eines der Gründungsmitglieder des Basler Clubs aufzufrischen und um sich an unvergessliche Sonntagnachmittage im Heim und Garten der Künstlerin zu erinnern.

Uns aber, die wir Rosa Bratteler nicht gekannt haben, vermittelte Claire Zschokke das Bild einer liebenswerten, fröhlichen Frau, die unserer Stadt Kunstwerke wie den reizenden Hans-im-Glück-Brunnen im Gundeli oder das Büebli mit dem Drachen bei der Haltestelle Habermatten schenkte. Rosa Bratteler war aber nicht nur eine begnadete Künstlerin, sie war auch erfüllt von einer grossen Liebe zum Geschöpf schlechthin — zum Mitmenschen wie zum kleinsten Tier. Ihre auffallend schönen, weichen Hände waren unermüdlich tätig für die vielen Gäste an ihrem Tisch, für ihre Freunde und alle, die sie nötig hatten, bis hin zum Igeli in ihrem Garten, das täglich mit seinem Milchtellerchen rechnen konnte.

(Aus «Basler Nachrichten»)

Würdigung der Ehrenpräsidentin des Oltener Clubs

Kulturpreis des Kantons Solothurn für Dr. Maria Felchlin

Der Regierungsrat des Kantons Solothurn hat an Fräulein Dr. med. Maria Felchlin den Kulturpreis im Betrage von 5000 Franken verliehen in Anerkennung ihrer Verdienste durch die langjährige Redaktion der «Oltener Neujahrsblätter» und ihre Bemühungen für eine umfassende, vollständige Sammlung von Matzendörfer Keramik. Durch die grosszügige Schenkung an das Museum Olten und die Gemeinde Matzendorf wurde diese kostbare, in jahrzehntelanger Arbeit zusammengetragene Sammlung der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht.

Weite Kreise der Schweizer Frauen und vor allem der Schweizer Verband der Berufs- und Geschäftsfrauen kennen Dr. Maria Felchlin als langjährige Präsidentin des Oltener Clubs und als Vorsitzende der Organisation «Frau und Demokratie». Sie alle gratulieren der Geehrten aufs herzlichste!

Zum Hinschied von Frieda Hettich

Zürcher BGF

Unerwartet starb am 27. Dezember 1971 *Frieda Hettich*, die *Direktorin* des *kantonalen Arbeitslehrerinnenseminars Zürich*, in ihrem Heim in Zollikerberg. Sie, die im Frühjahr 1972 pensioniert worden wäre, hat gerade noch die Wahl ihrer Nachfolgerinnen Esther Weber (Direktorin) und Rosmarie Meier (Vizedirektorin) erlebt und überlässt diesen nun ihr geliebtes, treu besorges Arbeitsfeld, ohne dass sie ihren wohlverdienten Ruhestand hätte geniessen können. Dabei wäre es der feinsinnigen, vielseitig interessierten Persönlichkeit sicher leicht gefallen, ihrem Lebensabend Gehalt und Erfüllung zu geben.

Mit einer Schwester zusammen in einem kultivierten Milieu in Zürich-Enge aufgewachsen, erwarb sie sich ihr Arbeitslehrerinnendiplom, trat 1928 in den Volksschuldienst ein, wurde bald schon Bezirksinspektorin, 1942 Inspektorin für den ganzen Kanton und gleichzeitig Leiterin des Arbeitslehrerinnenseminars. 1967 wurden diese beiden Aemter voneinander getrennt und Frieda Hettich zur Direktorin des Seminars ernannt. Jahrzehntelang setzte sie sich unermüdlich für die Verbesserung und Modernisierung ihrer Schule ein. So hatte sie dort zum Beispiel seit dem letzten Herbst die Fünftagewoche eingeführt. In den Ausstellungen der Seminaristinnen, die alle drei Jahre stattfanden, kamen die fortschrittlichen Bemühungen der Schulleiterin zu sichtbarem Ausdruck.

Frieda Hettich litt oft darunter, dass der Handarbeitsunterricht in letzter Zeit ins Kreuzfeuer der Kritik geraten war, sie begegnete aber allen Anfeindungen mit Gelassenheit und blieb ihrer Linie unerschütterlich treu. Die unzähligen ehemaligen Schülerinnen wissen ihre Ausbildungsstätte zu schätzen, gilt sie doch in Fachkreisen als eine der besten in der Schweiz. Die Schuldirektorin, in pädagogischen Kreisen geschätzt, als Mitarbeiterin vieler Kommissionen weit herum bekannt, pflegte auch gerne die Geselligkeit. Sie war als Mitglied des *Zürcher Clubs der Berufs- und Geschäftsfrauen* und als «Soroptimist» sehr aktiv. Ihre besonnenen Worte hatten Gewicht, ihre angenehme, stets sorgfältig gepflegte Erscheinung war überall gern gesehen. Ihre spürbare Güte und Verbindlichkeit hinterlassen eine empfindliche Lücke. *Irma Fröhlich*

Publikationen für BGF

In der angelsächsischen Welt ist die Flut von Büchern über die heutige Frau eher noch umfangreicher als in der deutschsprachigen. Wir greifen zwei davon heraus, die sich mit der wirtschaftlichen Stellung der Frau — das eine in den unterentwickelten, das andere in den industrialisierten Ländern — befassen.

Ester Boserup: Woman's Role in Economic Development (George Allen and Unwin Ltd., London)

In der Literatur zur wirtschaftlichen Entwicklung der sogenannt unterentwickelten Länder gibt es nur wenige Hinweise auf die spezielle Rolle, die die Frau darin zu spielen hat. Zum erstenmal greift ein Autor, nicht ganz zufällig eine Frau und zwar eine Dänin, das Thema auf. Ihre Studien gründen auf statistischem Material aus 34 Ländern (Afrika, Asien, Lateinamerika), das bis heute noch nie gesammelt und ausgewertet worden ist. Frau Boserup beginnt mit den Lebensbedingungen in der primitiven ländlichen Gesellschaft, geht dann über zur Landflucht und zum Leben von Mann und Frau in den Grossstädten, das neben vielen Nachteilen auch moderne Entwicklungsmöglichkeiten bietet. Sie vermeidet den Fehler vieler Autoren, die das leicht romantisierende, stereotype Schema des dörflichen Lebens und der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau verallgemeinern, während doch zwischen den verschiedenen unterentwickelten Ländern mannigfaltige, sehr unterschiedliche Lebensformen herrschen. Ihr Interesse gilt vor allem der industriellen Entwicklung und der Rolle, die die Frau dabei übernimmt oder übernehmen sollte.

Women in Top Jobs (George Allen and Unwin Ltd., London)

Ganz anders stellt sich hier das Problem, das vier Persönlichkeiten aus dem Gebiet der Soziologie und der Wirtschaft zur Diskussion stellen. In ihren intensiven Studien im Auftrag des «Political and Economic Planning» fanden sie in Grossbritannien «ganze Eimer voll von Vorurteilen gegenüber Frauen in leitender Stellung», deren schlimmste Gegner oft gerade die anderen Frauen sein können. Während es im Geschäftsleben Männer gibt, die es strikte ablehnen, sich mit Frauen an denselben Tisch zu setzen, steht es im Staatsdienst etwas besser, obschon auch hier noch vieles zu verbessern wäre. Das äusserst interessante Werk wird durch persönliche Interviews mit verschiedenen Frauen aufgelockert.

hsg/BSF

Veranstaltungen unserer Clubs

Aarau
Donnerstag, 27. Januar, 18.30 Uhr: Generalversammlung; 19.30 Uhr Nachtessen. Anschliessend zeigt uns Fräulein Marguerite Fantoni, Präsidentin des BGF Winterthur, Lichtbilder von der Reise durch Kanada anlässlich des Internationalen Kongresses in Edmonton.
Dienstag, 8. Februar, 20 Uhr: Vortrag von Frau Dr. Frey-Stolba über «Die Schweiz in römischer Zeit» (mit Lichtbildern).

Basel
Mittwoch, 26. Januar, 19 Uhr: Nachtessen im Bahnhofbuffet, Pilatussaal, anschliessend Vortrag von Dr. Walter Heuer, Redaktor «Neue Zürcher Zeitung»: «Unsere Zeitungen und ihr Deutsch».
Donnerstag, 10. Februar, 19 Uhr im Refektorium des Klingentals: Nachtessen. Kerzenlichtfeier mit unserer Zentralpräsidentin.

Bern
Mittwoch, 2. Februar, 19 Uhr: Hotel Bellevue «Münz» (oder «Casino»), Vortrag von Hermann Plattner, Kunstmaler: «Kunstbetrachtungen aus der Sicht des Malers» (mit Dias).

Frauenfeld
Montag, 14. Februar, 19.30 Uhr im Hotel Bahnhof: Kerzenlichtfeier und internationales Thema.

Genève
Vendredi, le 21 janvier, 20 h. 30, Maison Internationale des étudiants: «La Nouvelle Société Helvétique», son rôle d'aujourd'hui et de demain, par Monsieur Jean-Claude Nicole, Président central de la NSH, Genève.
Vendredi, le 18 février, 20 h. 30, Maison Internationale des étudiants: Cérémonie des chandelles, suivie d'une Conférence et de la présentation du film «Barbara» sur «Le service complémentaire Féminin» par Mademoiselle Weitzel, Chef SCF, Berne.

Glarus
Montag, 7. Februar, Hotel Glarnerhof, 19.30 Uhr: Frau Pfarrer Güdel spricht über die «Macht der Reklame».

Lausanne
Mardi, le 18 janvier, Restaurant du Théâtre: 19 h. souper, 20 h. 30 séance au Salon rose: «Quelques aspects de la Rhodésie» par Mademoiselle Madeleine Morel.
Mardi, le 8 février: Restaurant du Théâtre, Salon rose: 19 h. souper et soirée internationale.

Lenzburg
Donnerstag, 20. Januar, 19.15 Uhr: Nachtessen im Hotel Ochsen, anschliessend Generalversammlung.
Donnerstag 17. Februar, 19.15 Uhr: Nachtessen im Hotel Ochsen und Candlelight-Feier. Anschliessend Vortrag über das internationale Thema «Unsere persönliche Verantwortung zur Erhaltung der Umwelt im Hinblick auf Reinhaltung von Wasser und Luft» von Dr. Rudolf Braun, Zürich, mit Film «Schatten des Fortschritts».

Luzern
Dienstag, 18. Januar, 20.15 Uhr im «Schwanen»: Fräulein Blanka Arnet, erste luzernische Gemeindeschreiberin, plaudert über ihre Tätigkeit im öffentlichen Dienst. Ab 18.30 Uhr fakultatives Nachtessen mit der Referentin.

Olten
Mittwoch, 19. Januar, 20 Uhr im Bahnhofbuffet Olten, 1. Stock: Plauderei über Währungsprobleme von Herrn Walter Senn, Bankdirektor, Olten.

St. Gallen
Dienstag, 25. Januar, 19 Uhr, Restaurant Schlössli: Nachtessen, anschliessend Hauptversammlung.
Dienstag, 8. Februar: Besichtigung der Abteilungen beim Polizeikommando des Kantons St. Gallen. Führung durch Herrn Lüchinger, Polizeikommandant. Treffpunkt 19.45 Uhr vor der Kantonspolizei, Klosterhof.

Sierre
Jeudi, le 20 janvier, à l'Hôtel Europe à Sierre, 20 h. 15: Assemblée générale.

Solothurn
Donnerstag, 3. Februar, 19 Uhr, Hotel Krone: Candlelight-Feier. Anschliessend spricht Frau Margrit von Rohr über das Board-Meeting in Kanada und die anschliessende Reise.

Thun
Donnerstag, 20. Januar: Generalversammlung im Bahnhofbuffet Thun.
Donnerstag, 17. Februar, 20 Uhr im «Bären», Dürrenast: Herr Charles Engler vom Institut für moderne Markt- und Managementmethoden der NCR in Zürich: «Die stille Revolution», eine aktuelle illustrierte Show über den Umbruch unserer Zeit.

Winterthur
Freitag, 21. Januar, Hotel Krone: 18.30 Uhr Generalversammlung, 19.45 Uhr Nachtessen, sodann Vortrag von Herrn H. Schellenberg, Hotelier: «Ausbildungsmöglichkeiten und Methoden in der Hotellerie».
Samstag, 26. Februar, vormittags 10 Uhr: Internationales Thema: Besichtigung der Kläranlage Hard, mit Vortrag von Herrn Stadtingenieur Th. Enzmann. Anschliessend zirka 12.15 Uhr Mittagessen im Zentrum Töss.

Zürich
Dienstag, 25. Januar, im Hotel Baur en Ville, 1. Stock, 13 Uhr: Dr. phil. Gertrud Juzi: «20 Jahre Ghana».
Dienstag, 1. Februar, im Hotel Baur en Ville, 1. Stock, 13 Uhr: Dr phil. Werner Wiesendanger: «Vom Umgang mit Straffälligen», aus der Arbeit der kantonalen Schutzaufsicht Zürich.
Mittwoch, 9. Februar: Meisenabend im Zunfthaus «Zur Meisen», Münsterhof: 18.45 Uhr Nachtessen (Candlelight-Dinner), anschliessend Vortrag von Professor Dr. Emil Egli zum Internationalen Thema: «Unsere persönliche Verantwortung im Hinblick auf Reinhaltung von Wasser und Luft».
Dienstag, 15. Februar, im Hotel Baur en Ville, 1. Stock, 13 Uhr: Dr. med. Hans Nägeli: «Einführung in die Parapsychologie».
Dienstag, 22. Februar, im Hotel Baur en Ville, 1. Stock, 13 Uhr: Frau Nelly Hartmann: «Ernährungsfragen und was am Rande mit dazu gehört».
Dienstag, 29. Februar, im Hotel Baur en Ville, 1. Stock, 13 Uhr: Fräulein Hanny Gaugel, Geschäftsführerin des BSF: «Dies und das aus dem Bund Schweizerischer Frauenorganisationen».

Spätester Termin für Club-Veranstaltungen im März: 4. Februar bei der Redaktorin.

Adressen des Verbandes

Zentralpräsidentin:
Fäulein Rosmarie Michel, offizielle Adresse des Schweizerischen Verbandes: Hohenbühlstrasse 4, 8032 Zürich, Telefon 01 47 42 36.

Honorary-Secretary:
Frau Louise Allenspach-Schumacher, Scheideggstrasse 83, 8038 Zürich, Telefon 01 36 55 90.

General-Secretary:
Fräulein Gertrud Escher, Hohenbühlstrasse 4, 8032 Zürich, Telefon 01 47 42 36.

Quästorin:
Fräulein Marguerite Fantoni, Turmhaldenstrasse 12, 8400 Winterthur, Telefon 052 22 86 61.
Postscheckkonto des Schweizerischen Verbandes BGF: Winterthur 84-1472.

Internationaler Verband
Sekretariat des Internationalen Verbandes: General Secretary of the I.F.B.P.W., Chansitor House, 37-38 Chancery Lane, London W. C. 2, England.

Clubpräsidentinnen:
5000 *Aarau:* Frau L. Heer-Knecht, Gönhardweg 39, Telefon 064 22 44 06.
4000 *Basel:* Frau Fränzi Koenig-Schwarz, Karl-Jaspers-Allee 25.
3000 *Bern:* Fräulein Verena Müller, Junkerngasse 1, Telefon 031 22 41 72.
7270 *Davos:* Frau L. Henderson-Affolter, Hotel Larix Garni, Telefon 083 3 60 27.
8500 *Frauenfeld:* Frau Dr. M. L. Müller, Riedhalde 16, Telefon 054 8 20 51, 8266 Steckborn.
1227 *Genève:* Comité de gestion: 3bis, route de Drize, Case postale 115, 1227 Carouge-Genève.
8750 *Glarus:* Frau Trudi Vogel, Hotel Glarnerhof, Telefon 058 5 41 06.
1000 *Lausanne:* Mlle Madeline Gétaz, 42 a, avenue des Collèges, 1009 Pully, Telefon 021 29 87 91.
5600 *Lenzburg:* Frau Alice Fey-Urech, Fliederweg 11, Telefon 51 32 03.
6000 *Luzern:* Frau Dr. M. Göpfert-Wey, Bruchstrasse 5, 6003 Luzern, Telefon 041 22 12 03.
4600 *Olten:* Frau L. Belart, Ringstrasse 2, Telefon 062 21 32 61.
3960 *Sierre:* Madame Alberte Lathion-Tavelli, Grande Cible 1, Telefon 027 5 61 65.
4500 *Solothurn:* E. Hattemer-Heilinger, Obere Steingrubenstrasse 25, Telefon 065 2 17 29.
9000 *St. Gallen:* Frau Irene Ritter-Widmer, Kugelgasse 16, 9000 St. Gallen, Telefon 071 22 24 08.
3600 *Thun:* Frau Charlotte Friedli-Schweizer, Sonnenhofweg, Telefon 033 2 36 57.
8400 *Winterthur:* Fräulein Marguerite Fantoni, Turmhaldenstrasse 12, Telefon 052 22 86 61.
8000 *Zürich:* Frau Gertrude Rüdiger-Oswald, Zürichstrasse 101, 8700 Küsnacht / ZH, Telefon 01 90 07 24.

VSH Mitteilungen

SFB Nr. 2 21. Januar 1972
Nächste Ausgabe dieser Seite:
4. Februar 1972
Nächster Redaktionsschluss:
20. Januar 1972

Redaktion: Erika Jäggi-Frank
Offenburgerstr. 49, 4057 Basel
Telefon 061 49 70 98
Verbandspräsidentin:
Elisabeth Schönmann-Hodel
Karl-Jasper-Allee 40/16
4052 Basel, Telefon 061 42 27 22

Weshalb rollt der Pausenapfel (noch) nicht überall?

Was hat Zürich gegen den Pausenapfel?

In Publikationen neueren und älteren Datums aus verschiedenen Kantonen ist zu lesen: «Der Pausenapfel marschiert. — Die Pausenapfelaktion lässt sich gut an. — Rund 250 000 Schüler in 260 Schweizer Städten und Dörfern essen Pausenäpfel (1965). — Auch der Ständerat anerkennt den Wert des Pausenapfels (1968). Die Schulbehörden *aller* Kantone empfehlen den Pausenapfel.»

Pausenapfel, den Schulkindern regelmässig in einem Bon-System gegen bescheidenes Entgelt als Znüni abgegeben — wie mag es damit in der fortschrittlichen Stadt Zürich bestellt sein? So frage ich mich neugierig und — als leidenschaftliche Apfelkonsumentin — zugleich besessen vom Wunsch, der Pausenapfel möge recht viele Kinder zum lebenslänglichen Genuss der gesunden Früchte erziehen. Ich horche ein wenig herum und rede mit verschiedenen Leuten.

Ein Sechstklässler: «Pausenapfel? Nie davon gehört! In unserem Schulhaus jedenfalls unbekannt.» — Erster Schulabwart: «Ich weiss nichts davon. Das ginge ja über das Schulamt, denn ohne dessen Ermächtigung dürfen wir in den Volksschulhäusern nicht verkaufen.» — Zweiter Abwart: «Was, eine Pausenapfelaktion? Wir haben gerade genug von der Milchabgabe. Die musste nach einiger Zeit auch wieder eingestellt werden, weil das Interesse daran zurückging, nachdem der Reiz der Neuheit vorbei war. Und diejenigen, die es nötig gehabt hätten, haben überhaupt nie Milch konsumiert.» — Dritter Abwart: «Pausenäpfel — das fehlte gerade noch, man kann sich die Schweinerei mit den «Bütschgi» vorstellen! Sollen wir etwa den Herren, die zu viel anpflanzen, den Ueberfluss abnehmen? Dann kommen die das nächste Jahr mit Birnen oder gar noch mit ihren Tomaten. Nein, nein, wir haben gerade genug zu tun, man soll uns nicht noch Extras aufladen.»

Frau eines Abwarts: «Ja, Aepfel sind gesund, vor allem wegen der Zähne. Ich habe über dieses Kapitel schon viel gelesen. Aber von einer Apfelaktion habe ich nichts gehört. Die würde bei uns auch kaum einschlagen. Gegenüber haben wir einen Konsum; dahin springen die Kinder immer in den Pausen, die haben ja alle so viel Taschengeld. Aber ich glaube kaum, dass sie Aepfel kaufen würden, auch wenn sie einzeln erhältlich wären.» — Eine ältere Lehrerin: «Wir wissen nichts von einer Apfelaktion, aber ich würde eine solche befürworten. Ich bin überzeugt vom gesundheitlichen Wert des Apfels.» — Ein junger Lehrer: «Es ist ja aschgrau, für was alles wir Lehrer verantwortlich sein sollten. Jetzt also noch fürs Aepfelessen der Kinder... Sollen die Eltern doch gefälligst selber dafür sorgen, dass ihre Sprösslinge sich richtig ernähren!»

Eine massgebliche Persönlichkeit des städtischen Schulamts: «Wir starteten vor einigen Jahren während zwei Wintern in einigen Schulhäusern einen Versuch mit dem Pausenapfel. Aber die Nachfrage liess zu wünschen übrig und die organisatorischen Umtriebe waren zu gross. Die Aepfel — übrigens nicht besonders schöne Exemplare — wurden regelmässig in die Schulhäuser geliefert, aber die Lagerungsmöglichkeiten waren dort schlecht. Und die Lehrer hatten zu viel zu tun mit Verteilen und Einkassieren, wir können ihnen das nicht zumuten. Es ist übrigens noch eine Anregung im Gemeinderat hängig; die Zentralschulpflege wird noch einmal auf die Sache zurückkommen und die Zusammenhänge und Bedürfnisse abklären.»

So steht denn die grosse Stadt Zürich in Sachen Pausenapfel ganz klein da. Die 1 900 000 Kilo Aepfel (rund 15 Millionen Stück), die 1969/70 von schweizerischen Schulkindern als Znüni verspeist wurden, gelangten alle ausserhalb der Limmatstadt zur Verteilung. Für Basel wäre diese Tatsache fast ein Fasnachtssujet, denn dort «marschiert» der Pausenapfel munter voran. Die Schulzahnklinik Basel-Stadt setzt sich mit witzigen Zeichnungen und Sprüchen für den Apfel ein; Ansteckplaketten und Plakate mit einem gluschtigen roten Apfel zeugen von ihrer im Herbst 1971 begonnenen prophylaktischen Aktion «Süsses? — Nei, i mecht lieber en Epfel!»

Die meisten Kantone — auch der Kanton Zürich — gewähren einen Verbilligungsbeitrag von einem Franken je Bonkarte, so dass das Kind für 30 Aepfel noch rund 2.50 bis 3 Franken zahlen muss. Ob am Ende in Zürich die grösseren Schulkinder selber diesen Apfelvertrieb an die Hand nehmen könnten? Man trifft schliesslich oft noch recht kleine Schüler häufig als Abzeichenverkäufer. Bei der Organisation von Pausenäpfeln zumindest mitzuhelfen, wäre doch auch ein soziales Werk.

I. F.

Basel

Präsidentin ad int.: Frau E. Pfister-Steiner, Blauenstrasse 82, 4054 Basel, Telefon 061 38 54 58.

Der weihnächtlich geschmückte Saal im Allmendhaus war fast zu klein, um die vielen frohgestimmten Hausfrauen, die zur Adventfeier gekommen sind, aufzunehmen. Mit schönen Liedern, vom Chörli dargeboten unter der Leitung von Frau Wassmer und Frau Rapp, wurde dieser Nachmittag umrahmt. Frau Märki überraschte uns mit einem reizenden Programm, das sie uns mit den Kindern vom Kindergarten Arlesheim vorführte. Allen herzlichen Dank. Leider hat es in der Pause mit der Kaffeemaschine und dem Kaffeenachschub nicht ganz geklappt; wir bitten nochmals um Entschuldigung. Der vom HVB gestiftete Riesengrättima war übrigens ausgezeichnet.

Weleda AG, Arlesheim
Freitag, 4. Februar, 14.30 Uhr

Wir freuen uns, wenn Sie recht zahlreich an diesem interessanten Nachmittag teilnehmen könnten: Filmvorführung, Vortrag über Kosmetik und anschliessend Führung durch den Betrieb. *Anmeldung erforderlich bis spätestens 31. Januar* schriftlich an Frau Kundert-Erismann, Brunnrainstrasse 22, 4132 Muttenz BL, oder telefonisch nur Montag, 31. Januar, vormittags zwischen 9 und 11 Uhr, Telefon 42 90 51.

Spielnachmittag

Nächster Spielnachmittag 10. Februar sowie jeweils jeden zweiten Donnerstag im Monat. Bringen Sie Bekannte und Freunde mit, wenn Sie Spiele zur Verfügung stellen könnten, bringen Sie diese bitte mit.

Bastelnachmittag

Wer sich für die Anfertigung von Stroharbeiten (für Papeteriendekoration) interessiert, kommt am *Montag, dem 24. Januar*, ins Allmendhaus, von 14.30 bis 17.30 Uhr. Bitte mitbringen: Schere, Bleistift, Faden, Karton als Unterlage. Nähere Auskunft erteilt Frau M. Abel, Telefon 38 67 55.

Bäschele

Donnerstag, 27. Januar, im Gaswerk.

Chörli

Die Gesangsproben finden jeden Dienstag von 16 bis 17.30 Uhr im Spalenschulhaus statt. Sängerinnen willkommen.

Stricken

Montag, 7. Februar, im Gaswerk.

Biel

Präsidentin: Frau M. Meier-Küenzi, Karl-Neuhaus-Strasse 11, 2502 Biel, Telefon 032 2 71 88.

Kleine, leise Gefälligkeiten können einen Menschen glücklich machen, winzige Freundlichkeiten, die weder beeindrucken noch aufdringlich sein wollen; sie zeigen sich in der Form eines zärtlichen Blicks oder einer unscheinbaren Liebenswürdigkeit.

Laurence Sterne

Kochdemonstration BELGA

Mittwoch, 26. Januar, 14.30 Uhr treffen wir uns an der Murtenstrasse. Fräulein Roduner wird über Menüs für das leere Portemonnaie demonstrieren. Gäste herzlich willkommen.

Stricken

Wie üblich im *Farel*, um 14.30 Uhr, Donnerstag, 20. Januar und 3. Februar.

Olten

Vizepräsidentin: Frau Martha Annaheim-Hofmann, Obere Hardegg 19, 4600 Olten, Telefon 062 21 52 21.

Im Lichterglanze vieler Kerzen versammelten sich 25 Mitglieder zur Adventfeier im Bahnhofbuffet. Musik wechselte ab mit der Vorlesung zweier Weihnachtsgeschichten. Besonders freute es uns, dass eines unserer ältesten Mitglieder eine dieser Geschichten zu Gehör brachte.

Wir hoffen, dass mit unserm kleinen Geschenk allen Anwesenden das Christfest ein wenig näher gebracht wurde. Die vielen fröhlichen und zufriedenen Gesichter zeigten uns, dass auch die diesjährige Adventfeier ein voller Erfolg war.

Winterthur

Präsidentin ad int.: Frau L. Greutert, Arbergstrasse 33, 8405 Winterthur 5.

Wandergruppe

1. Februar: Besammlung um 14 Uhr vor dem Restaurant Walhalla.

Zürich

Präsidentin: A. Bietenholz, Guggenbühlstrasse 14, 8304 Wallisellen, Telefon 01 93 25 00.

Durch Sibirien nach China

Aus zwingenden Gründen musste diese Veranstaltung in das Kirchgemeindehaus Wipkingen verlegt werden. Das entsprechende Rundschreiben wurde Ihnen inzwischen durch die Post zugestellt.

Turnen

Jeden Dienstagabend, 20 Uhr in der Turnhalle Schanzengraben.

Chörli

Nach Vereinbarung «Im Grüt», Albisriederstrasse 305.

Stricken

Donnerstag, 20. Januar, im Bahnhofbuffet Selnau.

Lesezirkel

Donnerstag, 3. Februar, 14.30 Uhr im «Karli».

Basar

Infolge Todesfalles von Herrn Nikolaus Jäger können im Kirchgemeindehaus Hirschengraben bis auf weiteres keine Veranstaltungen mehr durchgeführt werden. Aus diesem Grunde muss der auf den *9. März* vorgesehene Basar auf unbestimmte Zeit verschoben werden. Die Arbeitsnachmittage fallen aus.

Jahreswende

Schon wieder ist ein Jahr verflossen,
das uns gebracht hat mancherlei.
Die schönen Stunden wir genossen,
doch oft war Schweres auch dabei.

Vergangen sind so viele Tage,
nach Lichtesschimmer kam die Nacht.
Und leise stellen wir die Frage,
ob wir auch alles recht gemacht?

So wollen wir nun gläubig schreiten
mit frohem Mut ins neue Jahr,
das wieder dann in seinen Weiten
vergessen lässt was vorher war.

Walter von Felten

Küchen-Allerlei

Augen auf beim Einkaufen

Immer wieder wird betont, dass die Güte der Rohwaren die stärkste Auswirkung auf die Enderzeugnisse habe. Ob zur Haltbarmachung dieses oder jenes Verfahren angewendet wird, ob man sich dabei kurzer, hoher Erhitzung oder schnellen Einfrierens bedient, ist von geringerer Bedeutung; ausschlaggebend für das fertige Produkt ist die Qualität. Auch das Schweizerische Tiefkühlinstitut, Zürich, wird nicht müde, darauf hinzuweisen, dass für das Tiefgefrierverfahren nur erstklassige Lebensmittel zu verwenden sind.

Der tief verwurzelte Trieb der Gartenbesitzerinnen, einen Teil der Ernte für den Winter zu horten, lässt sie automatisch zu den ersten, zarten Erzeugnissen ihrer Beete und Sträucher greifen, raunt ihnen also gewissermassen von innen her das Qualitätsprinzip ins Ohr. «Die schönsten Erdbeeren, die zartesten Karöttli, die feinsten Hökkerli werden bei uns eingefroren», klagen naschfreudige Kinder und sehen sich sofort unterstützt von Nachbarsprösslingen, die ihrerseits der Mutter nachsagen, sie fülle ihre Bülacherflaschen stets mit den allerersten (und besten) Johannisbeeren, Kirschen, Birnen und erlaube ihnen nur die Nachlese.

Dieses ursprüngliche Qualitätsbewusstsein der Hausfrau sollten sich auch jene Frauen bewahren, die nicht über einen eigenen Garten verfügen. Es lohnt sich, vor dem Einkaufen die Ware mit den Augen zu mustern, auf helle Schnittflächen beim Kopfsalat, pralle Frische bei den Radieschen, gute Form der Kartoffeln, schneeige Weisse beim Blumenkohl zu achten und dafür «lampigen» Spinat, aufgesprungene Kohlrabi und halbreife Aepfel und Aprikosen links liegen zu lassen. Mag es beim derben Wintergemüse und Lagerobst keinen Unterschied ausmachen, ob wir für mehrere Tage oder gar eine ganze Woche «posten» gehen — in der schönen Jahreszeit ist es angebracht, unseren Bedarf täglich neu zu decken und damit von der Frische und Qualität der feineren Naturprodukte zu profitieren.

Gute Qualität verlangt natürlich ihren Preis. Einerseits jedoch sollen uns ein paar Franken nicht reuen, geht es dabei doch um unsere gute körperliche Verfassung, die durch einwandfreie Erdprodukte günstig beeinflusst wird. Anderseits rechnen uns die Volkswirtschafter unentwegt vor, dass in früherer Zeit der arbeitende Mensch den grössten Teil seines Lohnes für Nahrungsmittel hinlegen musste (vor 100 Jahren vielleicht 70, später 50 und 40 Prozent des Einkommens), dass wir aber heute — trotz dem allgemeinen Geschimpfe über hohe Fleisch-, Milch- und Obstpreise weniger als 25 Prozent unseres Salärs in Esswaren umsetzen. Und dabei ernähren wir uns erst noch besser als in der guten alten Zeit, wo Artischocken, Champignons. Bananen usw. zu seltenen, weil kostspieligen Leckerbissen gehörten!

Gemüse und Obst in guter Qualität reduziert aber auch unsere Küchenarbeit. Wie lästig es doch ist, angefaulte Weichseln und welke Krautblätter herauszufischen, «bluddrige» Tomaten nicht richtig schneiden zu können, die «Kefen» ängstlich nach zähen Exemplaren durchzusuchen! Gemessen an unserer beschränkten Zeit, an unseren sonstigen, nicht unbeträchtlichen Lebenskosten, namentlich aber im Hinblick auf unsere Gesundheit, sollten wir immer auf gute Qualität im Obst- und Gemüsesektor achten.

Irma Fröhlich

(Aus «Schweizer Heim»)

Mutationen

Eintritte von Basel

Frau Rosa Denker-Frey, Wasgenring 113, 4055 Basel; Frau Margrit Frey-Frei, St.-Alban-Rheinweg 150, 4052 Basel.

Eintritte von Solothurn

Frau Wyss St.-Niklaus-Strasse 40, 4500 Solothurn; Frau Jäggi-Räber, Surbeckstrasse 5, 4500 Solothurn.

Eintritte von Zürich

Frau Erica Graf, Manessestrasse 99, 8045 Zürich; Frau Berthy Mächler-Dettwiler, Eidmatt 13, 8820 Wädenswil; Frau Anny Stoll, Amselweg 14, 8600 Dübendorf; Frau Emmy Stoll, Weststrasse 122, 8003 Zürich.

Gönnen Sie sich das Bessere ...

Bschüssig

FRISCHEIER-TEIGWAREN

Neue Bücher

Bemerkenswerte Begegnung

Es gibt sie überall, die Lauten und die Stillen, oder sagen wir besser die Bescheidenen, auch und gerade in der Literatur. Die Lauten machen sich in den Schaufenstern breit, wir lesen über sie in der Zeitung, hören von ihnen in Gesprächen, bis wir sie neugierig geworden zur Hand nehmen und aufschlagen, um meistens enttäuscht zu werden. Sie haben uns nichts zu sagen, hinterlassen Leere. Jedoch, wenn sie nach erheblichem Aufwand zu Bestsellern geworden sind und ihren Verfassern recht viel Geld eingebracht haben, verschwinden sie rasch von der Bildfläche und werden von andern abgelöst. Die Stillen jedoch müssen wir suchen, wir begegnen ihnen nur selten, aber, wenn es uns vergönnt ist, wird es häufig zum Erlebnis.

So war es mir auch mit Gertrud Wenzel-Burchard und ihrer «Granny» ergangen. Zunächst war mir allerdings die (übrigens rein zufällige) Namensgleichheit aufgefallen. Doch, als ich die Besprechung gelesen hatte, war sofort der Wunsch in mir lebendig geworden, das Buch und seine Verfasserin kennenzulernen. Obwohl sie in meiner Nähe wohnen musste, war das gar nicht so einfach und nur über den Verleger zu bewerkstelligen. Als ich die Adresse hatte, schrieb ich ihr, denn sie besitzt kein Telefon und will auch keins — und postwendend kam ein Brief und ihr Buch. Als ich es zur Hälfte gelesen hatte, kam sie selbst. Sie stand vor meiner Tür, frisch und jugendlich und mit einem Blumenstrauss und einem Glas selbstgemachter Konfitüre in der Hand.

Man sieht ihr keineswegs ihr Alter an und noch weniger, was sie mitgemacht hat. Denn Gertrud Wenzel stammt aus der um die Jahrhundertwende sehr bekannten jüdischen Bankiersfamilie Warburg aus Hamburg, eine jener sehr assimilierten Familien wie es zu jener Zeit zahlreiche gab. Sie schildert im ersten Teil ihres Buches dieses Leben, das so typisch für die grossbürgerlichen Kreise jener Generation war, die noch nichts von dem ahnte, was kommen sollte. Sie sagt: «Von Geld sprach man nicht, das hatte man», und das ist nun kein Snobismus, sondern auch eher Bescheidenheit, denn heute ist es ja umgekehrt, man spricht unablässig davon, ob man es hat oder nicht. Der zweite Teil des Buches handelt von ihrem Ueberleben in Deutschland, in dem sie als Dreivierteljüdin betrachtet wurde, mit dem zweifelhaften Schutz eines «arischen» Mannes an der Front. Der Mann fällt, mit dem Schutz ist es vorbei, sie und ihre zwei kleinen Kinder bekommen es täglich und stündlich zu spüren. Doch wenigstens kommt ihr jetzt rein materiell ihr naturwissenschaftliches Studium zustatten, mit der Herstellung von Bouillonwürfeln kann sie sich über Wasser halten. Wie sie es ideell tut, das muss man lesen. Der Vater begeht Selbstmord, die geliebte «Granny», ihre Grossmutter, wird noch von den Niederlanden aus, woher sie stammte und zu spät zurückkehrte, deportiert. Sie kann nichts tun, nichts helfen. Aber dies alles wird erzählt, ganz ohne Pathos und Selbstmitleid und sticht so wohltuend gegen die zahlreichen mit Kriegserlebnissen ausgeschmückten Erinnerungsbücher ab. Immer, zu jeder Zeit und in jeder (Not-)Lage hat sie sich mit ihrer ganzen Person für das eingesetzt, was ihr wichtig und teuer war, bis das Tausendjährige Reich sich endlich zu Tode gesiegt hatte.

Und auch danach blieb sie ihrer Ueberzeugung treu. Sie brachte ihre halbwüchsigen Kinder nach Australien, wo sie noch heute — sehr weit entfernt von der Mutter — leben; für sich selbst suchte sie, da sie sich dem dortigen Klima nicht mehr recht gewachsen fühlte, ein ruhiges Plätzchen an der Sonne. Sie fand es in einem Tessiner Dorf in einem einfachen Haus ohne grossen Komfort, mit einem Gärtchen, in dem sie im Sommer schon ab fünf Uhr morgens zu finden ist. Sie stellt ihre erstaunlichen, scheinbar unerschöpflichen Kräfte den Nächsten zur Verfügung, und sie ist froh und dankbar, dass sie nun so leben darf, wie sie möchte: in Frieden.

Das Buch, das übrigens mit zahlreichen Fotos und Dokumenten versehen ist, und seine Verfasserin sind eins, man muss es lesen. Man wird es tief beeindruckt und erschüttert aus der Hand legen und dabei an das alte jüdische Sprichwort denken, das sie zitiert: «Herr, schicke mir nicht das, was ich zu ertragen imstande bin.»

Hilde Wenzel

Dr. Gertrud Wenzel-Burchard: «Granny». Gerta Warburg und die Ihren. Hamburger Schicksale (Hans-Christian-Verlag, Hamburg).

Spiel mit dem Todesengel

Ursula Isler legt einen neuen Roman vor. «Der Mann aus Ninive» lautet der beziehungsreiche Titel, der anknüpft an den alten Kindervers «Kommt ein Mann aus Ninive / Will die schönste Tochter holen ...» Dieser Mann ist die Verkörperung des Todesengels. Die junge und eigenwillige Sophie Durand — die Autorin lässt sie berichten — fährt im heissen Sommer 1970 nach Rotterdam, wo sie in einem Museum den geheimnisvollen, noch sehr jungen Julian trifft. Eine seltsame Aura umgibt den schönen Mann, von dem Sophie auf beängstigende Art angezogen wird.

Als sie zum erstenmal ausgehen, führt er die verwöhnte Sophie in einen schmierigen Keller, wo sich müde Hippies und protestierende Gammler herumlümmeln, wo mit unerträglicher Langsamkeit, mattfliessend getanzt wird, wo sich ihr Weltbild schizophren verzerrt, so dass ihr der Verdacht kommt, Julian habe ihr Drogen ins Getränk gemischt. Er erklärt erloschenen Blickes und mit kalt bleibendem Körper, er sei ein Gespenst, ein Wiederkömmling, das Abbild eines Menschen, der getötet worden sei. So bleibt die Beziehung mehr als zwiespältig und führt Sophie an den Rand des Todes, der ihr schliesslich begehrenswert erscheint, da er ihr die bleibende Vereinigung mit Julian bringen würde.

Obwohl sich die Handlung mit quälender Langsamkeit entwickelt — sie ist mit Rückblenden, langatmigen Gedankengängen und abschweifendem Philosophieren belastet — liest sich der Roman gut. Die Sprache erweist sich als bildhaft, reich an Vergleichen und treffenden, aphorismenhaften Bemerkungen. Der Inhalt erweist sich als zwiespältig. Mit ebenso zwiespältigen Eindrücken bleibt der Leser zurück; einerseits forscht er verwirrt nach dem Sinn der morbiden Erzählung, andererseits erlabt er sich an den eigenartig schönen Bildern, die zur Grenze der Wirklichkeit — dorthin, wo sich die Zeiten durchdringen — führen.

A. Schiess

Ursula Isler: «Der Mann aus Ninive» (Rodana Verlag, Zürich).

Die Ballade vom traurigen Café

Die Autorin dieser Erzählung, die Amerikanerin *Carson McCullers*, wird von namhaften Schriftstellern als eine der grössten unserer Zeit bezeichnet, und bekannte Kritiker anerkennen die vorliegende Erzählung lobend.

Die «Ballade vom traurigen Café» spielt in einem trübseligen, langweiligen Städtchen abseits der Hauptstrasse in den Südstaaten. Es wird von Baumwollarbeitern und ihren Familien bewohnt; notgedrungen herrscht da eine äusserst kleinbürgerliche Atmosphäre. Jeder weiss von jedem alles. Einer Filmsequenz gleich schreitet die Erzählerin in ihrer kurzen und prägnanten Beschreibung der Hauptstrasse des Städtchens entlang, um plötzlich auf das grösste Haus zu schwenken, das, schief und baufällig, ringsum mit Brettern vernagelt ist. In diesem scheinbar unbewohnten Haus vegetiert die Gestalt von Miss Amelia, ihr Geist aber gilt bereits für verloren. Während Jahren bildete dieses einst stattliche Gebäude das Zentrum des Städtchens. Miss Amelia, eine hochgewachsene, männliche Frau, war die Besitzerin eines Cafés, und ihre körperliche Stärke und ihr Eigenwille waren im ganzen Städtchen gefürchtet. Dass das Café so gut ging und immer viel Betrieb war, hatte sie vor allem einem Buckligen, ihrem Vetter Lymon, zu verdanken, der eines Nachts bei ihr um Aufnahme bat und zum Erstaunen aller Nachbarn auch fand. Und noch jemand spielt in der Geschichte eine Rolle: Miss Amelias ehemaliger Mann, ein furchtbarer Mensch, der nach mehrjähriger Zuchthausstrafe ins Städtchen zurückkehrte, Unheil anrichtete und dann wieder seines Weges zog.

Die Erzählung beinhaltet die menschliche Tragik von Miss Amelia, die an ihrer seltsamen Liebe zugrunde gehen muss, weil sie, unverhofft aus ihrer Einsamkeit gerissen, nie mehr in sie zurückfallen will und daher all ihr Tun und Handeln, ihr ganzes Leben ihrem Vetter Lymon widmet mit einer ihr eigentlich fremden Hingabe. Sie tritt in eine Abhängigkeit, ja Hörigkeit, die sie den menschlichen Schwächen der andern gegenüber blind macht und sie ihnen ausliefert. Carson McCullers schreibt, der Uebersetzung von *Elisabeth Schnack* nach zu schliessen, in einer einfachen, aber treffenden Sprache, der eine eigentümliche, herbe Poesie anhaftet.

Cs

Carson McCullers: «Die Ballade vom traurigen Café» (Diogenes Taschenbuch Verlag, Zürich).

Oekumenisches Neues Testament - ein Bestseller

(epd) Die neue ökumenische Uebersetzung des Neuen Testamentes «Die Gute Nachricht», die die biblische Botschaft in einer modernen, leichtverständlichen Sprache wiedergibt und kurz vor Weihnachten auf dem Büchermarkt erschienen ist, scheint ein Bestseller zu werden. Innert weniger als zwei Wochen sind über 2500 Exemplare verkauft worden. Dieser Erfolg zeigt deutlich, dass dem Evangelium in zeitgemässer Aufmachung ein grosses Interesse entgegengebracht wird.

Mensch-Gott-Welt

Alles ist heute im Fluss, alles in Frage gestellt. Angesichts der zusehends rascher werdenden Entwicklung wird es immer schwerer, sich zu orientieren. Zwar gibt es viele Bücher, die sich mit den Problemen des modernen Menschen befassen, aber man weiss nicht, zu welchen man greifen soll.

Seit Frühjahr 1971 liegt nun ein Buch vor, das eine ungemein reichhaltige Information gibt über die Entwicklung des Menschen vom Höhlenbewohner zum Eroberer des Weltraumes und über die Fragen, mit denen der Mensch sich auseinandersetzen muss. Der Autor nennt sein Buch ein Handbuch zum Selbststudium wie zur Gruppenarbeit in Erwachsenenschulung, Arbeits- und Gesprächskreisen, Lebenskunde- und Konfirmandenunterricht.

Es ist ein Nachschlagewerk mit vielen Berichten, Dokumenten, Statistiken, grafischen Darstellungen, Texten und Zitaten von Propheten und Aposteln, von Dichtern, Denkern, Theologen, Philosophen und Politikern, von Christen, Heiden und Atheisten. Eine unglaubliche Menge von Problemen werden angeschnitten und beleuchtet: Gott, Glaube, Gebet, Ehe und Familie, Sexualität, Arbeit und Beruf, Zeit und Geld, Freiheit und Friede. Es werden keine Rezepte zur Bewältigung von Problemen gegeben, sondern der Leser wird zum Denken und Ueberlegen angeregt. Neben Texten aus der Bibel findet man Zitate von sehr verschiedenen Menschen aus verschiedenen Epochen: von Sophokles und Plato, Thomas von Aquin, Luther, Goethe, Marx, Nietzsche, Brecht, Ionesco, Cohn-Bendit und anderen bis zu Zitaten aus der «NZZ» dem «Blick», dem «Zürcher Studenten» und der «Iswestija».

Der junge Mensch findet eine umfassende Orientierung, die ihm hilft, in der verwirrenden Vielfalt der ihn bedrängenden Fragen eine klarere Sicht zu gewinnen. Dem älteren Leser werden die seit seiner Jugendzeit eingetretenen Veränderungen der Welt und des Menschen bewusst, was ihm ermöglicht, die Jugend besser zu verstehen und auch seine eigenen Probleme leichter zu bewältigen.

Milotta Reji

Jörg Gutzwiller: «Mensch — Gott — Welt» (Theologischer Verlag, Zürich).

Neueingänge

(Besprechung vorbehalten)

«Allerleirauh. Viele schöne Kindereime» versammelt von H. M. Enzensberger. (Suhrkamp Taschenbuch)

Bertolt Brecht: «Geschichten vom Herrn Keuner». (Suhrkamp Taschenbuch)

Oedön von Horváth: «Jugend ohne Gott». Roman. (Suhrkamp Taschenbuch)

Bernard Shaw: «Die Aussichten des Christentums». (Suhrkamp Taschenbuch)

Jürgen Becker: «Eine Zeit ohne Wörter». (Suhrkamp Taschenbuch)

Renate Zauner: «Flucht zum Rausch: Die Drogengeneration fordert uns heraus». (Ravensburger Elternbücher)

J. A. Hadfield: «Liebe, Disziplin und Freiheit bei der Erziehung von Kindern und Jugendlichen». (Ravensburger Elternbücher)

Elsa Pippert-Bernhofer: «Moderne Eltern — moderne Erziehung». (Ravensburger Elternbücher)

Dr. Franz Keller: «Frei werden von Hemmungen». (Verlag Gebr. Riggenbach, Basel)

Max Picard: «Einbruch in die Kinderseele». Die Gefahren der Psychoanalyse bei Kindern. (Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach)

Jakob Stebler: «Göpfi. Aufsätze eines Lausbuben». (Sinwel-Verlag, Bern)

Peter Kreuder: «Nur Puppen haben keine Tränen». (Schulz-Verlag, München und Percha)

Paul Eggenberg: «Sechsmal Heiliger Abend». Weihnachtliche Kurzgeschichten (Friedrich Reinhardt Verlag, Basel).

Margaret Dünser: «Jet Set». Rom, Paris, London (Ullstein Verlag, Frankfurt/Berlin/Wien).

Wenn man zum Schaffen unfähig ist, sucht man im Zerstören den Machtrausch. *Jean Cocteau*

Guter Tee kommt aus London!
Jeder Teekenner weiß, daß die besten Teemischungen aus England kommen. In diesem Land wird mehr Tee getrunken als anderswo in der Welt - und von dort importieren wir für die verwöhntesten Teetrinker in der Schweiz den »Echt Englischen« Crowning's Tea - in fünf verschiedenen Spezialmischungen !
CROWNING'S TEA
CROWNING TEA COMPANY LTD LONDON/ZURICH

GUTSCHEIN: Gegen Einsendung dieses Inserates erhalten Sie 5 Gratismuster vom Importeur: HANS U. BON AG — Zürich, Talacker 41, Tel. (051) 23 06 36

Absender:
(in Blockschrift)

Müde schmerzende schwere Beine?
Gegen Beinbeschwerden hilft
Venenkraft
Venenkraft fördert die Durchblutung in den Beinvenen. Es kann dadurch das Auftreten von Blutstauungen verhindern und es hilft, den vielen Beschwerden entgegenzuwirken, die durch eine Schwäche des venösen Kreislaufes bedingt sind.
Wenn mit Venenkraft die Müdigkeit und Schwere, Stauungen und Durchblutungsstörungen, Anschwellen, Spannungsgefühle oder Glieder-Einschlafen verschwinden, werden Sie sich in den Beinen und Füssen wieder leicht und unbelastet fühlen. Verlangen Sie ausdrücklich Venenkraft.
Venenkraft vermindert auch spürbar die Beschwerden von Krampfadern und Hämorrhoiden. Venenkraft-Flasche zu Fr. 8.50, grosse Kur Fr. 19.50, Venenkraft-Dragées zu Fr. 7.50 und 13.80. In Apotheken und Drogerien erhältlich.

SCHURTER

Gegr. 1869
Confiserie
Tea-room
am Central
Seit 100 Jahren bekannt für feines Gebäck, Züriläckerli und Spezialitäten nach alten Hausrezepten.

Verheiratete Frau mit Kindern in der Berufslehre sucht nach Uebereinkunft
Aufgabe
für 3 oder 4 halbe Tage in der Woche. Winterthur und Umgebung bevorzugt. Gute Allgemeinbildung (abgeschlossene dreijährige Handelsschule und Praxis). Interesse für soziale und erzieherische Fragen.
Angebote bitte unter Chiffre 41—300 062 an Publicitas, 8401 Winterthur.

HSE
Gegründet 1945)
HULL'S SCHOOL OF ENGLISH AND MODERN LANGUAGES
Sprachen im Sprachlabor!
Französisch, Englisch, Deutsch (für Fremdsprachige), Spanisch, Italienisch
Offizielle Stelle für Cambridge-Prüfungen.
Vorbereitungskurse für alle Prüfungen.
Tel. 28 21 20 Zürich Stampfenbachstr. 69

Inserieren heisst gewinnen!

Wir sitzen zuviel
Wir haben zu wenig Bewegung
Der Darm wird träge. Es bilden sich Schlacken. Man ist müde, abgespannt, gereizt, nervös und wird von Kopfschmerzen und unreiner Haut geplagt. Nehmen Sie DRIX. DRIX-Dragées packen das Uebel an der Wurzel: sie sorgen gründlich und mild für regelmässigen Stuhlgang und entschlacken den Darm. Mit DRIX fühlen Sie sich wieder erleichtert und wohl. Originalpackung mit 100 Dragées zu Fr. 4.20 in Apoth. und Drog.
DRIX

Küsnacht-Zürich
Kunststuben Maria Benedetti
Seestrasse 160, Telefon 90 07 15
Die interessante GALERIE mit bestgeführtem RESTAURANT

Israel-Reise mit dem «Schweizer Frauenblatt»

Im Frühling, vom 14. bis 26. März 1972 organisiert das «Schweizer Frauenblatt» eine Leserinnenreise nach Israel. Wir wollen neben den grossen Sehenswürdigkeiten vor allem auch sehen, wie die Menschen in Israel leben. Deshalb sieht unser Programm folgende Spezialpunkte vor:

— Begegnung mit Frauen der WIZO;
— Orientierung durch einen Vertreter des Aussenministeriums über aktuelle Probleme in Israel;
— Besuch einer Fabrik mit arabisch-jüdischer Belegschaft, Begegnung mit Arbeiterinnen;
— Diskussion mit Mitgliedern der OLIVA (Organisation zur Förderung israelisch-arabischer Kontakte;
— Besuch der Schweizerischen Landwirtschaftlichen Schule in Nachlat Yehuda;
— Orientierung im Histadruth-Gebäude (Gewerkschaften) und Gespräch mit Mitgliedern der «Moetzet Poaloth»;
— Besuch des WIZO-Zentrums in Nathanya.

In Zusammenarbeit mit der *Fluggesellschaft El Al* und dem *Reisebüro Kündig* in Zürich haben wir eine Reise zusammengestellt, die nicht nur von günstigen Preis, sondern auch vom Gebotenen her ausserordentlich attraktiv ist. Die Teilnehmer werden eine Fülle von Eindrücken gewinnen und einen grossen Teil dieses faszinierenden Landes sehen und erleben. Betreuung und Unterkunft der Frauenblatt-Reise werden kaum zu übertreffen sein. Wir möchten unsere reiselustigen Leserinnen — selbstverständlich sind uns auch Herren willkommen — sehr ermuntern, sich unserem Vorhaben anzuschliessen.

Vreni Wettstein

1. Tag, Dienstag, 14. März

Zürich—Tel Aviv—Jerusalem
Abflug von Zürich-Kloten mit einer Boeing-Jet Kursmaschine der El Al. Dreieinhalbstündiger Nonstop-Flug über die Alpen, Italien, Griechenland und das östliche Mittelmeer und Landung in Tel Aviv-Lod. Transfer mit Autocar nach Jerusalem.

2. Tag, Mittwoch, 15. März

Jerusalem Altstadt zu Fuss
Tempelbezirk mit der Omar- und El-Aksa-Moschee, Klagemauer, Via Dolorosa, Grabeskirche. Gelegenheit zum Besuch der malerischen Basare, Gethsemane, Kidrontal.

Pauschalpreis 1390 Franken

Tarifstand November 1971
Minimalbeteiligung 20 Personen

Im Pauschalpreis inbegriffen sind:

Flug Zürich—Tel Aviv mit einer Boeing-Jet *Kursmaschine* der El Al
Flughafentaxen
Verpflegung an Bord
20 Kilo Freigepäck
Unterkunft in Mittelklasshotels, Doppelzimmer mit Bad oder Dusche
Halbpension (es hat sich erwiesen, dass mit dem reichlichen israelischen Frühstück eine Vollpension überflüssig ist)
Bedienung und Taxen
Moderne Autobusse für Transfers und Rundreise
Eintrittsgelder für Besichtigungen, deutschsprechende, kundige Reiseleitung
Flugtasche

3. Tag, Donnerstag, 16. März

Das moderne Jerusalem
Begegnung mit WIZO-Frauen auf dem Campus der Hebräischen Universität. Yad Vashem (Gedenkstätte für die sechs Millionen jüdischer Opfer des Zweiten Weltkrieges). Medizinisches Zentrum Hadassah (berühmte Chagall-Fenster in der Synagoge). Fahrt nach Bethlehem (Grab Rachels, Geburtskirche).

4. Tag, Freitag, 17. März

Jericho—Masada—Arad—Hebron
Fahrt nach Jericho (Ausgrabungen) und zur Bergfestung Masada. Entwicklungsstadt Arad. Hebron, das von Juden und Mohammedanern als heilige Stadt verehrt wird. Gräber der Erzväter Abraham, Isaak und Jakob. Orientierung durch einen Vertreter des Aussenministeriums.

5. Tag, Samstag, 18. März

Zur freien Verfügung in Jerusalem
Halbpension im Hotel

6. Tag, Sonntag, 19. März

Jordan-Westufer—Megiddo
Nazareth. Besuch einer arabisch-israelischen Fabrik. Nachtessen und Uebernachtung in Naharia.

7. Tag, Montag, 20. März

Safed—Golanhöhen—Jordanquellen—Kapernaum—Tabgha
Abends, Zusammenkunft mit Mitgliedern der OLIVA (Organisation zur Förderung arabisch-israelischer Kontakte).

8. Tag, Dienstag, 21. März

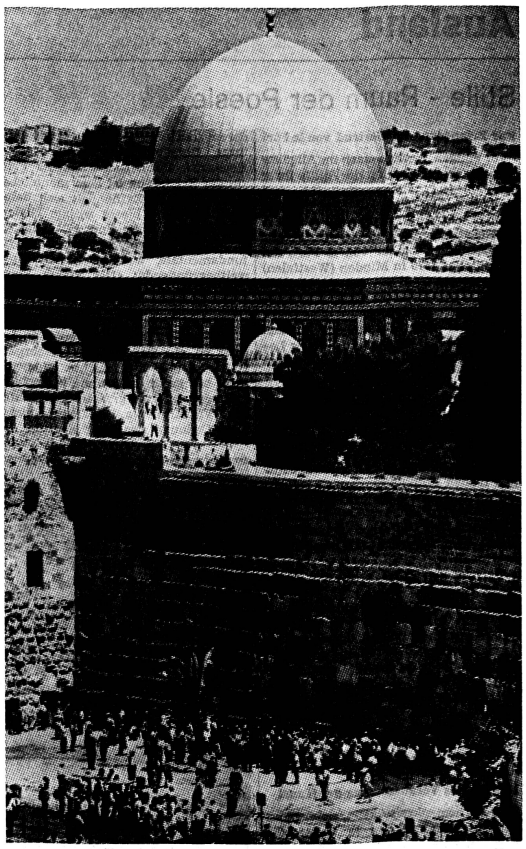
Zur freien Verfügung
Siesta am Mittelmeer (Halbpension im Hotel).

9. Tag, Mittwoch, 22. März

Zur freien Verfügung
Möglichkeit zu Ausflügen (Halbpension im Hotel).

10. Tag, Donnerstag, 23. März

Akko—Haifa—Jaffa
Besichtigung der Kreuzritterstadt Akko. Weiterfahrt nach Haifa, der wichtigsten Hafenstadt Israels. Von der Panoramastrasse geniessen wir die unvergleichliche Aussicht auf die Haifa-Bucht und das Zebulun-Tal. Besichtigung des Bahai-Tempels und der persischen Gärten sowie des Technion. Fortsetzung der Fahrt nach Caesarea (Ausgrabungen aus der römischen, byzantinischen und Kreuzfahrerperiode. Anschliessend Fahrt ins Sharontal und Besuch der Schweizerischen Landwirtschaftlichen Schule in Nachlat Yehuda.



Wahrzeichen von Jerusalems Altstadt: Die goldene Kuppel der Omar-Moschee (Felsendom) und die Klagemauer.

Das Israel-Museum in Jerusalem dokumentiert auf schöne Weise das moderne Israel.

Ich bestelle den ausführlichen Prospekt für die Israel-Reise mit dem «Schweizer Frauenblatt» vom 14. bis 26. März 1972
Name, Adresse:

_____

_____

_____

_____

Senden Sie diesen Talon an:
Redaktion «Schweizer Frauenblatt»
Vreni Wettstein
8712 Stäfa

11. Tag, Freitag, 24. März

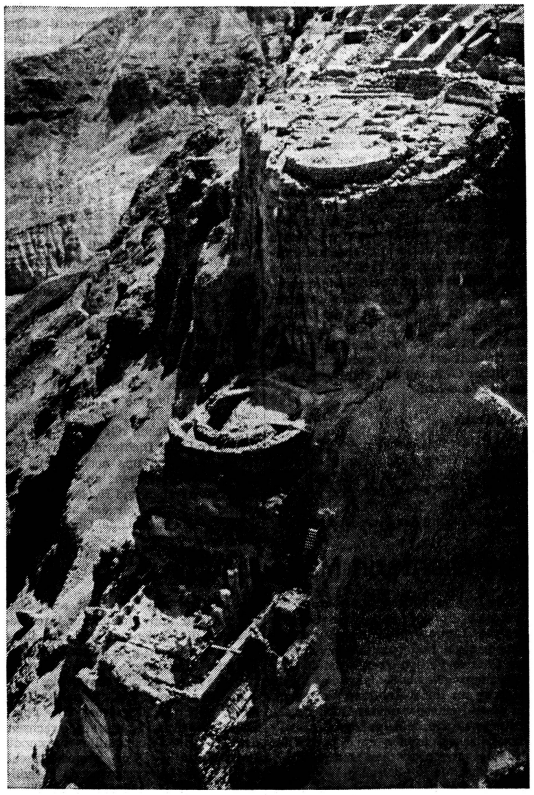
Tel Aviv—Jaffa
Stadtrundfahrt durch Tel Aviv-Jaffa. Besuch in der Hisdadrut und Treffen mit Mitgliedern der Frauen-Arbeiterorganisation (Moetzet Poaloth). Nachtessen und Uebernachtung in Nathania.

12. Tag, Samstag, 25. März

Zur freien Verfügung
Halbpension in Nathania.

13. Tag, Sonntag, 26. März

Tel Aviv—Zürich
Transfer zum Flughafen Lod. Flug nach Zürich mit einer Kursmaschine der El Al nach Zürich.



Masada ist ein zuerst unter Alexander Jannai befestigtes, von tiefen, schroffen Abgründen umgebenes Felsplateau auf der Westseits des Toten Meeres. Es wurde von Herodes 36 bis 30 v. Chr. ausgebaut und war der letzte Stützpunkt der Juden im Krieg gegen Rom. Es fiel 73 n. Chr. Ueberreste des römischen Lagers und des Belagerungswalles sind noch heute erhalten. Grabungen in den Jahren 1963 bis 1965 haben Paläste, Thermen, Vorratsgebäude, Handschriften mit biblischen Texten usw. freigelegt, Besiedlungsspuren konnten vom 4. Jahrtausend v. Chr. bis in die byzantinische Zeit nachgewiesen werden.
(Foto Israelisches Verkehrsbüro)

Ausland

Stille - Raum der Poesie

Zur Erinnerung an Gertrud von le Fort

Vor einigen Wochen starb im Allgäuer Kurort Oberstorf — an der Stätte ihrer langjährigen, stillen Zuflucht und schöpferischen Musse — die hochbegabte Dichterin *Gertrud von le Fort*. Sie wurde als Tochter eines Berufsoffiziers, des Freiherrn Lothar von le Fort, am 11. Oktober 1876 in Minden (Westfalen) geboren und studierte nach der Maturität an den Universitäten von Heidelberg, Berlin und Marburg Theologie, Geschichte und Philosophie. Zu den entscheidenden Begegnungen ihres Lebens gehörte wohl diejenige mit dem evangelischen Theologen und Philosophen Ernst Troeltsch, dessen Mitarbeiterin Gertrud von le Fort eine Zeitlang war. Ihren Weg zur Dichtung fand sie verhältnismässig spät: erst 1924, als 48jährige, veröffentlichte sie ihr erstes bedeutendes Werk (wenn man von einigen frühen Publikationen absieht): die «Hymnen an die Kirche». Dieses Werk bildet bereits einen Höhepunkt ihres Schaffens, der später zwar wieder erreicht, aber eigentlich nie mehr überboten wurde.

Gertrud von le Fort erhielt zeitlebens viele Ehrungen und Preise: sie war zweifache Ehrendoktorin der Theologie (der Universitäten Münster und München) und Trägerin bedeutender Auszeichnungen (1947: Münchner Dichterpreis; 1948: Badischer Staatspreis; 1952: Gottfried-Keller-Preis; 1955: Grosser Kunstpreis des Landes Nordrhein-Westfalen; 1969: Ordentliches Mitglied der Bayrischen Akademie der Schönen Künste sowie der Akademie der Künste Berlin).

Hingabe als Voraussetzung der Kunst

Drei Themenkreise kennzeichnen das Schaffen Gertrud von le Forts: «die Kirche», «die Frau» und «das Reich». Die Stille um die Person indessen, das Ausschweigen über sich selber, war ein Wesenselement dieser Dichterin. «Dichtung ist nicht Ausdruck der Persönlichkeit, sondern Hingabe der Persönlichkeit», hat sie einmal geschrieben. Hingabe wird bei ihr zur unabdingbaren Forderung, auch für den Dichter. In der Tat ist diese Auffassung von Kunst, von Dichtkunst, die einzig wirklich vertretbare: der schöpferische Mensch ist nur insoweit Schöpfer, als er sich selber hingibt und einordnet in die grosse Ordnung alles Geschaffenen.

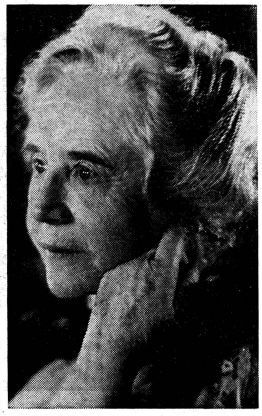
Kunst als Frucht des Glaubens

Der Schlüssel zur Lösung des Rätsels «Gertrud von le Fort» ist ihr tiefer, echter Glaube. Ihr erstes grosses Werk, die «Hymnen», ist unmittelbares Zeugnis ihres Uebertritts zum Katholizismus — es vermittelt aber auch eine Einsicht in das wirkliche Wesen objektiver Kunst, wie sie nur auf dem Fundament eines ehernen Glaubens denkbar ist. Der Glaube an Gott und der Glaube an eine objektive Kunst gehen bei Gertrud von le Fort eine untrennbare Verbindung ein. Eine Frucht ihres tiefen Glaubens ist zweifellos die enorme Sicherheit in der künstlerischen Gestaltung: In einer Zeit der Auflösung und der Flucht vor sich selber hat sie es verstanden, ihre Dichterpersönlichkeit zu einem neuen Zentrum sittlicher Ordnung und gläubiger Hoffnung zu machen.

«Die Frau»

Im Jahre 1934 erschien ein Essay der Dichterin («Die ewige Frau»), der als Frucht ihrer Beschäftigung mit dem Wesen des Weibes, mit dem «Weiblichen», gelten kann. (Die metaphysische Bedeutung der Frau ist unter anderem auch eine grundlegende Idee ihres Romans «Die Magdeburgische Hochzeit», 1938). Das weibliche Prinzip der Schöpfung ist dem männlichen gleichgeordnet. Es handelt sich daher nicht um eine blosse soziale Gleichstellung von Mann und Frau, die die Dichterin anstrebt, sondern um eine fundamentale, weil im besten Sinne weltbegründende: «Der kleine Raum der Frau in ihrer Liebe und in ihrem Hass ist die Spiegelung der grossen Welt.

Die Intimität des persönlichen Lebens ist ein Teil, ist die verborgene Hälfte der Weltgeschichte. Von der Frau her gerät das Intime in den Zusammenhang mit grossen geschichtlichen Verhältnissen. Die äussere, sichtbare Ordnung der Welt liegt in den



Händen des Mannes. Ihre Beseelung aber geschieht vom weiblichen Teil der Schöpfung her.» (H. Burggisser)

Was wäre die Welt ohne die Beseelung? Sie wäre eine Welt ohne Liebe, und als Welt ohne Liebe wäre sie letztlich auch eine **Welt** ohne Gott: Mann und Frau sind in ihrer Liebe ein göttliches Ganzes, das nicht getrennt werden darf. Die Hingabe der Frau darf darum niemals zur Preisgabe werden, weil diese das Gleichgewicht stören müsste: «Die dem Mann verfallene Frau gibt sich nicht mehr hin, sondern sie gibt sich preis — sie hat nichts mehr zu geben, sie ist nicht mehr die andere Hälfte des Mannes, sondern sie hört auf.» (Gertrud von le Fort in «Die ewige Frau»).

Leiden als Gnade

Auch «das Reich» ist ein Merkmal göttlicher Ordnung. es ist der irdische Prüfstein für die Verwirklichung des Sittlichen und damit Ueberirdischen. Gertrud von le Fort galt vielfach als eine weltenferne, mystisch-mittelalterliche Dichterin. Indessen: Trotz scheinbarer Weltenferne, trotz fehlender «Welthaftigkeit» — oder vielmehr gerade wegen ihr! — konnte Gertrud von le Fort die düstersten Jahre ihres Volkes wachen Sinnes erleben und die dunkelsten Tage Europas als eine ihr ganz persönlich zuteil gewordene Gnade werten: als eine «Gnade des Miterlebens und Miterleidens»; als einen geradezu göttlichen «Gewinn».

Der Tod der Dichterin Gertrud von le Fort erinnert uns noch einmal an ein einmaliges Leben: an das Dasein einer im Glauben und Hoffen stark gewordenen Frau, von der auch Kraft ausgeht für kommende Generationen.

Die Dichterin Marie Mauron

Die Dichtrein *Marie Mauron* aus St-Rémy-de-Provence erhielt kürzlich den grossen Literaturpreis der Provence, nachdem sie 1953 bereits den Schweizer Charles-Veillon-Preis erhalten hatte. Schon mehr als 35 Jahre hat Marie Mauron für ihr Heimatland viel getan. In einer Reihe packender Bücher vermittelte sie ein bald humorvolles, bald dramatisches, immer aber poetisches Bild des provencalischen Menschen.

Man hat Marie Mauron die «provencalische Colette» genannt, und diese Bezeichnung ist treffend, wenn man von der etwas manierierten Art der Autorin von «Chéri» absieht und sie mit ihren intimeren Werken «Sido», «La Naissance du Jour» und manchen lyrischen Seiten über Tiere und Pflanzen vergleicht. Wie Colette hat auch Marie Mauron diese Dichte des Stils, der gedrängt ist, weil er viel zu sagen hat. Wie Colette formt sie mit schöpferischer Hand und Einfühlung ihre Gestalten, die lebendig sind in ihrer Sprache, urwüchsig in ihren Bewegungen und Reaktionen. Aber die provencalische Landschaft bestimmt sie.

In dem Dorf St-Etienne-du-Grès, nicht weit von Tarascon, von Fontvieille und Arles ist sie aufgewachsen, dem Dichter Roumanille verwandt, Protestantin — der protestantische Einfluss in einem vorwiegend katholischen Land ist manchmal in ihrem Werk zu spüren.

Wir finden sie dann wieder als junge Lehrerin und gleichzeitig Sekretärin des Bürgermeisters von Les Baux. Aus ihrem Wirken entstand ihr erstes Buch «Mont-Paon» im Jahre 1937, bereits geprägt von einem feinen Humor, der die Bewohner dieser wilden Landschaft unter dem südlichen Himmel schildert in ihrer scheinbaren Rückständigkeit, unter der sie eine grosse Lebensweisheit entdeckt.

Der blinde Bürgermeister von St-Rémy-de-Provence, Charles Mauron, wird ihr Gatte. Er ist auch Schriftsteller, aber seine Bücher haben mehr philosophischen, literaturhistorischen Charakter und beschäftigen sich mit der provencalischen Folklore. Lange Jahre war sie ihm eine aufopfernde, selbstverleugnende Lebensgefährtin. Nach der Auflösung dieser Ehe reift ihr Werk erst recht.

Völlig unabhängig geworden, widmet sie sich in der Einsamkeit des alten provencalischen Mas, das sie bewohnt, ganz ihren Büchern. Und jetzt, von einem hinderlichen Gewicht befreit, sie selbst geworden, beginnt sie ihren Flug zum Ruhm, der mit der Verleihung des schweizerischen Charles-Veillon-Preises 1953 bis über die Grenzen dringt.

Aber dieser Ruhm verändert ihr Bild nicht. Von den thymian- und lavendelduftenden «Quartier Mortisson», «Les Rocassiers», «L'Ombre porté», führt ihr Schaffen über die dramatischen Romane «Lisa de Roquemale», das Buch einer Ehe, und sein Gegenstück «Le soir finit par tomber» über die beiden realistischen und doch so poetischen Studien über die Ziege «La chèvre, ce caprice vivant» und über den Stier «Le Taureau, ce dieu qui combat» zu «La Maison des Passants» und zu der «Transhumance» und dem preisgekrönten «Le Royaume errant». Für diese beiden letztgenannten Bücher hat sie, angerührt von der wilden Poesie und zugleich von dem harten Lebenskampf der Hirten, die strapazenreiche Alpüberführung der Herde über mehrere hundert Kilometer mit den Hirten zu Fuss mitgemacht, sie, die nicht mehr junge, oft kranke Frau. Aber da sie es mit der Kunst ernst nimmt, begnügte sie sich nicht mit ihrer, wenn auch fruchtbaren Fantasie.

Buch auf Buch folgte. «Cette Route etoilée» und manche mehr dokumentarische Studien. Das letzte: «Lorsque la vie était la vie». Das französische Radio hat sie längst zur Mitarbeit aufgerufen. Ihr Kampf gegen die Industrialisierung der Landschaft um Les Baux zeigt, dass sie tatkräftig im Leben steht.

Auch in ihren Büchern weht der starke Atem des Wirklichen, der Atem der Freiheit. Unter ihren Worten blüht der provencalische Landstrich auf, diese steinige, pinienbewachsene, rosmarin- und olivenbestandene Hügellandschaft der Alpilles, der «colline», wo eine Art bäuerliche Bohème ihr Leben fristet, wo arm sein frei sein heisst, und wo die Erde jedermann gehört (wie lange noch?), «den wilden Vögeln, den Leuten ohne Land, den Vagabunden, Wilderern und schliesslich denjenigen, die von ihrer Blösse und Schönheit angezogen werden — einigen Künstlern, die hier ihr Klima finden ...»

Ueberall weist sie die Gegensätzlichkeit auf zwischen dem besitzenden Bauern der Ebene, der sein Land bewässern kann, und dem Bergbauern, dem Hirten oder dem Bewohner der Camargue, wo das Leben der Tiere sich auf Wohl und Wehe mit dem der Menschen mischt. Eine grosse innere Einheit, eine überraschende Frische ist in dem Werk dieser Frau mit dem bäuerlichen, sonnenverbrannten Antlitz ...

Lucia Fels

Kurz gemeldet

Auf hohem Ross

Einen grossen Durchbruch erzielten die Frauenrechtlerinnen in England. Die «hochnäsige Männerzitadelle», wie der Jockey Club im «Daily Mirror» genannt wurde, hat sich dazu durchgerungen, ab 1972 Frauen als Jockey zuzulassen. Allerdings mit Einschränkungen. Keine Steeplechase und keine Hürdenrennen. Keine Berufsjockeys — nur Amateure, und keine gemischten Rennen — nur Frauen unter sich. Aber mindestens sechs Nur-Frauen-Rennen wurden für 1972 bereits angekündigt.

Kampf um Namen

Am 25. Januar wird in New York die erste Nummer einer neuen Frauenzeitschrift unter dem Titel «MS» (eine Zusammenfassung von «Miss» und «Mrs») erscheinen. Sie will sich in allererster Linie dafür einsetzen, dass verheiratete Frauen das Recht haben sollen, wenn sie es wünschen, auch nach ihrer Verehelichung ihren Mädchennamen beizubehalten. Die Herausgeberin ist die in den Vereinigten Staaten sehr bekannte Schriftstellerin Gloria Steinem, die mit der neuen Publikation zum Bewusstsein bringen will, dass «die Frau in erster Linie ein menschliches Wesen ist».

Bruch mit einer «ehrwürdigen» Tradition

Ab kommenden Oktober wird auch das Cambridger King's College Frauen in seinen 530 Jahre alten Gemäuern zum Studium zulassen. Auf der Dezembertagung der Association of University Teachers (Vereinigung von Universitätslehrern) wurden einige beschämende Fakten bekanntgegeben. *In England sind von insgesamt 3281 Professoren an den 76 Universitäten des Vereinigten Königreichs genau 44 weiblichen Geschlechts.* 22 von ihnen dozieren an der London University, zu der einige ehemals ausschliesslich für Frauen bestimmte Colleges gehören. Keine andere britische Universität besitzt mehr als zwei weibliche Dozenten, und einige der grössten, wie Manchester und Liverpool, haben überhaupt keine.

Die Leserin hat das Wort

Hausarbeit ist kein Beruf

Zum Artikel «Ist Hausarbeit keine Arbeit?»

Den oben erwähnten Artikel von Frau Dr. Bürgin erhielt ich zugesandt auf eine Bemerkung in der Basler «National-Zeitung» von mir. Dort glossierte ich eine Begebenheit, die zeigte, dass die Tätigkeit einer Frau als Hausfrau und Mutter jede eigentliche Berufsqualifikation auslöscht. — Natürlich ist Hausarbeit Arbeit — aber kein Beruf! Frau Dr. Bürgin führt sehr richtig aus, dass die Hausarbeit juristisch geschützt und bewertet sein muss. Was aber in diesem Artikel ganz und gar fehlt, ist das Eingehen auf die Problematik all jener Frauen, die in der Hausarbeit keine Erfüllung finden. Hausarbeit ist eben kein Beruf, der den individuellen Fähigkeiten jeder Frau gerecht wird; dies ändert auch eine juristische Besserstellung der Hausfrau nicht.

Die Aufgabe eines Frauenblattes sollte es sein, ein Problem an seiner Wurzel aufzuzeigen und nicht nur zu versuchen, die Symptome zu diagnostizieren.

Beatrice Alder, Basel

Ich habe mich durch eigene Erfahrung daran gewöhnt, alle Misere dieses Lebens als unbedeutend und vorübergehend zu betrachten und fest an die Zukunft zu glauben.

Gottfried Keller

In England beginnen sich die Frauen gegen diejenige Art von Reklame, welche die Frauen ausbeutet, zur Wehr zu setzen. Wo immer ein Plakat für irgendetwas wirbt und als Blickfang blutte Weiblichkeit ins Auge springen lässt, kleben die Kämpferinnen gut sichtbare Kleber mit der Feststellung «this exploits women» (das beutet Frauen aus) mitten ins Plakat.

Man muss sich alles verkneifen, wozu man Lust hat, denn es ist entweder illegal, unmoralisch oder macht dick.

Bernhard Shaw

Frau und Gesellschaft

Sendungen des Schweizer Radios 24. Januar bis 4. Februar

Montag, 24. Januar, 14 Uhr
Frei von der Leber weg
Plauderei von Maria Aebersold

Dienstag, 25. Januar, 14 Uhr
Mys Gärtli (Jakob Bohnenblust)
Gemüse- und Beerenanbau in Berglagen — Winterspritzung im Gartenobstbau

Mittwoch, 26. Januar, 14 Uhr
Au pair in England — ein Abenteuer
1. Sendung:
Putzfrau oder Haustochter?
Produktion: Peter Sahla, London

Donnerstag, 27. Januar, 14 Uhr
Bewahren und Sparen
Einschränkung des Konsums zur Erhaltung von Umwelt und Geldwert?
Ein Gespräch zwischen Lilo Thelen und Dr. oec. Alfred Meier, Dozent an der Hochschule St. Gallen (W)

Freitag, 28. Januar, 14 Uhr
1. Dies und das
Gespräche und Berichte
2. Blick in Zeitschriften und Bücher
(Hedi Grubenmann)

Montag, 31. Januar, 14 Uhr
Die Schwiegermutter
Eine kulturhistorische Plauderei von Gertrud Isolani

Dienstag, 1. Februar, 14 Uhr
Was ist unseren Kindern gemäss — autoritäre oder antiautoritäre Erziehung?
Manuskript: Christa Meves
(Uebernahme vom SDR Stuttgart)

Mittwoch, 2. Februar, 14 Uhr
Eine Berufsreise nach Amerika
1776 bis 1783
Briefe der Friederike Friedesel
Manuskript: Uta Beth

Donnerstag, 3. Februar, 14 Uhr
Politische Globetrotterin
(Irmgard Rimondini)

Freitag, 4. Februar, 14 Uhr
Das internationale Gespräch
(Gemeinschaftssendung ORF / Studio Wien und Radio DRS)

SFB SCHWEIZER FRAUENBLATT

Auflage: 13 000

Unabhängiges Informationsorgan für Fraueninteressen und Konsumentenfragen
Gegründet 1919

REDAKTION ALLGEMEINER TEIL:
Vreni Wettstein, 8712 Stäfa,
Telefon 01 73 81 01

Treffpunkt für Konsumenten:
Hilde Custer-Oczeret
Brauerstrasse 62, 9000 St. Gallen,
Telefon 071 24 48 89

Schweiz. Verband für Frauenrechte
Anneliese Villard-Traber
Socinstrasse 43, 4051 Basel,
Telefon 061 23 52 41

Mittellungsblatt des Schweiz. Bundes abstinenter Frauen
Else Schönthal-Stauffer
Lauenenweg 69, 3600 Thun,
Telefon 033 2 41 96

Verband Schweizerischer Hausfrauen
Erika Jäggi-Frank
Offenburgerstrasse 9, 4057 Basel
Telefon 061 49 70 98

Schweiz. Verband der Berufs- und Geschäftsfrauen «Courrier»
C. Wyderko-Fischer, 8400 Winterthur,
Wylandstrasse 9, Telefon 052 22 76 56

Frauenzentralen — Frauenpodien:
M. Kaiser-Braun, 8400 Winterthur,
Brühlbergstrasse 66, Telefon 052 22 44 38

VERLAG:
Buchdruckerei Stäfa AG,
8712 Stäfa am Zürichsee,
Telefon 01 73 81 01, Postscheckkto. 80-140
Verlagsleitung: T. Holenstein

INSERATENANNAHME:
Buchdruckerei Stäfa AG,
8712 Stäfa am Zürichsee
Telefon 01 73 81 01

Jahresabonnement: Schweiz: Fr. 19.60;
Ausland: Fr. 24.—

Insertionstarif: einspaltige Millimeterzeile (27 mm) Fr. —.25, Reklamen (57 mm) Fr. —.75. — Annahmeschluss Mittwoch der Vorwoche.